Ernst Röhm

# Die Geschichte eines Hochverräters

5. Auflage




Verlag Frz. Eher Nachf., G.m.b.H., München 2, NO.

Alle Rechte,
insbesondere das der Übersetzung
vorbehalten

---

Der Wappenentwurf stammt von Hermann Hoffstetter, München

Copyright 1928 by Franz Eher Nachf., G.m.b.H., München

Druck: J. G. Weiß'sche Buchdruckerei, München

THE LIBRARY
THE UNIVERSITY
OF TEXAS

Dem
deutschen Frontsoldaten
gewidmet

Die Volksausgabe bearbeitete ich neu
für meine Kameraden der S.A., die
den Frontsoldaten nacheifern sollen

811551

# Inhaltsverzeichnis



## I. Im Dienst des Königs



## II. Vom Portepee zum Hakenkreuz

Wahlspruch:
Et mihi res, non me rebus subiungere conor.
(Horaz[1].)

# Vorworte

(zur 1. Auflage 1928.)

Ich bin Soldat.
Ich betrachte die Welt von meinem soldatischen Standpunkt aus. Bewußt einseitig.
Ein Soldat kennt keine Kompromisse.
So müssen auch alle meine Handlungen von diesem Gesichtspunkt aus gesehen werden.
„Der ewige Friede ist ein Traum, und nicht einmal ein schöner", sagt Moltke; er ertötet alle Kräfte des Willens und der Tat.
Der Krieg aber weckt und fördert die besten Kräfte der Nation.
Im Zuge der Zeit ist er eine innere und äußere Notwendigkeit für ein Volk, das in dieser Welt bestehen und sich durchsetzen will.
Für den Soldaten ist er Jungbrunnen, Hoffnung und Erfüllung zugleich.
Die Besten sollen des Volkes Führer sein.
Der Mann, der mit seinem Leibe sein Vaterland deckt, der sein Leben einsetzt für Geltung und Größe seines Volkes, hat zuvörderst Anspruch auf die Führung des Staates.
Der Sieg der Drückeberger, Deserteure und Schieber vom November 1918, bisher noch Revolution genannt, mußte mich, wenn ich meinem soldatischen Empfinden folgte, zwangsläufig auf das Gebiet der Politik führen.
Auch in meiner politischen Tätigkeit war und blieb ich Soldat.

[1]) Ich will mir die Dinge unterordnen, nicht mich den Dingen.

Ziel meiner Politik ist, dem deutschen Frontkämpfer den ihm gebührenden Anteil an der Leitung des Staates zu erkämpfen und dem idealen und realen Geist des Frontkämpfertums auch in der Politik Geltung zu verschaffen.

Einer meiner Freunde, ein junger tapferer Frontoffizier, hat einmal den klassischen Ausspruch getan: „Ich stelle fest, daß ich diesem Volk nicht mehr angehöre. Ich kann mich nur erinnern, einmal dem deutschen Heere angehört zu haben."

Nichts beleuchtet greller als diese Worte die erschütternde Tatsache, daß der Frontsoldat in diesem Staate, für dessen Bestand zwei Millionen seiner Kameraden das Leben hingegeben haben, keine Heimat findet.

Der „Dank des Vaterlandes", den er sich erstritt, blieb ihm versagt; „vom Rechte, das mit uns geboren ist, von dem ist leider nie die Frage".

Schutzlos und rechtlos steht der Frontkämpfer heute in der deutschen Provinz des Völkerbundes; geachtet und bevorrechtet soll er in dem kommenden Reiche wiedererstandener deutscher Kraft das gelten, was er beanspruchen darf.

Nach den Begriffen, die man heute von Politik hat, war ich ein „schlechter" Politiker. Dem Soldaten liegen krumme Wege nicht; auch wenn er sich Mühe gibt, er findet sie nicht. Ob freilich die „schlechte Politik" letzten Endes nicht doch die bessere ist, lasse ich dahingestellt.

Die Zeit, in der wir heute leben, wo eine Welt krachend zusammengebrochen ist und eine junge Welt den Kampf zum Leben und Licht führt, werden spätere Geschlechter die Geburtsstunde eines neuen Zeitalters nennen.

Die Geburtswehen, die heute nicht nur unser Vaterland, sondern den ganzen Erdball durchzittern, werden den Forschern späterer Tage den Schlüssel zu der neuen Epoche der Welt geben.

So will auch ich mich vermessen, für meinen Teil einen kleinen Abriß und Ausschnitt beizutragen zu dem Zeitbild, das das gärende junge Deutschland heute bietet.

Nicht „sine ira et studio", sondern „cum ira et studio", mit Zorn und Eifer, will ich schreiben.

Ich will nicht „objektiv" scheinen, da ich es nicht bin und nicht sein kann.



Ich will nicht schlechtweg Dinge und Geschehnisse in ihrem Werden und Ergebnis schildern.

Es kommt mir vielmehr darauf an, die Menschen, deren Arbeit die Geschehnisse gestaltet hat, in ihrem Wirken aufzuzeigen.

Männer machen die Geschichte, Menschen gestalten die Welt.

Dabei kann ich freudig einer Dankespflicht genügen: den Männern, die mir Führer, Berater und Kameraden waren, ein Denkmal zu setzen, das über unsere kleine Zeit hinausreicht, sie Zeitgenossen und Nachfahren als Vorbild und Beispiel hinzustellen.

Noch kann ich heute nicht all das sagen, was ich zu sagen hätte. Über manche Dinge muß noch der Schleier gebreitet bleiben; einer späteren Zeit erst kann es vorbehalten sein, auch diesen zu lüften. Seine Wegnahme würde heute dem Vaterlande nicht frommen.

„Nehmt alles nur in allem!"

Ob und inwieweit Deutschland, wie weit Europa in dem kommenden Zeitraum der Welt eine Rolle spielen wird und welche, wer vermag es zu sagen?

Not tut aber, daß wir Männer der jetzigen Generation die Ehrfurcht und Achtung vor der vergangenen Größe des stolzen kaiserlichen Deutschlands nie vergessen und den Glauben an das kommende völkische Großdeutschland im Herzen tragen und künden.

## Begleitwort zur 3. (Volks-) Ausgabe

Im Januar 1932 hat sich der Verlag Eher mit der Aufforderung an mich gewandt, mein im Jahre 1928 in 1. Auflage und im Jahre 1930 in 2. Auflage erschienenes, wieder nahezu vergriffenes Buch „Die Geschichte eines Hochverräters" als gekürzte Volksausgabe neu zu bearbeiten. Es hat, im Drange des dauernden Kampfes, in dem ich stehe, gerade ein Jahr gedauert, bis ich diesem Auftrag nachkommen konnte. Sachliche Änderungen waren zwar nicht zu treffen; ich stehe heute noch zu dem, was ich 1928, unter ganz anderen Voraussetzungen und in einem ganz anderen Verhältnis zur N.S.D.A.P. und ihrem Führer, niedergeschrieben habe. Nur kann ich heute viele Einzelheiten, die kein Interesse mehr beanspruchen, weglassen und muß der Kürze halber leider auch viele Namen streichen, so schmerzlich mir gerade dies wird. Nur dann ist die Beigabe von Bildern, die der Verlag wünscht, möglich.

Das Buch, dem ich seinerzeit den Wappenspruch „Wehr in Ehr" mit auf den Weg gab, bleibt dem deutschen Frontsoldaten gewidmet.

Die vorliegende 3. und Volksausgabe bearbeitete ich neu für meine Kameraden der S.A., die den Frontsoldaten nacheifern sollen. Denn ausgehend von dem Erlebnis des Krieges, dessen Grollen die neue Zeit mit revolutionärer Kraft eingeläutet hat, hat die deutsche Volksgemeinschaft im Nationalsozialismus seine Form gefunden und in der S.A. seine Vorkämpfer, seine Soldaten sich gegeben.

Januar 1933.

Ernst Röhm.



## Einleitung

Das Soldatenhandwerk kann man lernen; das Soldatentum liegt im Blute.

Von meiner Kindheit an hatte ich nur den einen Gedanken und Wunsch, Soldat zu werden.

Meine Jugendfreunde mußten mit mir Soldaten spielen; in den weiten Wiesen, die mein Vaterhaus in München säumten, lieferten wir unsere Kämpfe im Freien.

Meine freie Zeit brachte ich in der Max-II.-Kaserne oder auf den Reitplätzen zu und war unter den Soldaten gerne gesehen. Zum ersten Male wurde ich damals schon verwundet. Auf dem Kasernenhof hatte ich eine Schlagröhre gefunden, an der ich zu Hause solange riß, bis sie — zum Schrecken meiner Eltern — mit einem heftigen Schlag sich entzündete, das ganze Zimmer in Rauch hüllte und meinen Handballen zerfetzte.

Von Hause aus hatte ich eigentlich kein soldatisches Erbgut mitbekommen. Wohl hatte mein Onkel Siegmund Röhm den Feldzug 1870/71 mit solcher Auszeichnung als Soldat in der Front mitgekämpft, daß er im Spiegelsaale zu Versailles der Ausrufung des Kaisers beiwohnen durfte. Er mochte mich wegen meines Soldatenblutes gut leiden und erzählte mir viel und oft von Krieg und Soldatentum. Mein Vater war jedoch nicht Soldat gewesen. Meine Vorfahren standen fast alle als Beamte in königlichen oder fürstlichen Diensten. Der bisher zuletzt feststellbare Ahne Thomas Röhm lebte um 1600 als Ratsherr in Hirschberg an der Saale.

Mein Vater war hart gegen sich, rechtlich und sparsam. In jungen Jahren hatte er größere Reisen gemacht und sich selbst sein Leben gebildet. Er war der Königliche Beamte vom alten Schlag. Aus innerster Überzeugung hatte er sich noch im Alter der völkischen Bewegung angeschlossen.

811551

Meine Mutter ist die beste Frau und Mutter von der Welt. Mehr kann ich als ihr Jüngster, der sie über alles liebt, nicht sagen.

Mein Bruder, der, wie mein Vater, sich dem Eisenbahndienst zuwandte, stand, wie ich, viereinhalb Jahre im Felde und wurde am Ende des Krieges Offizier.

Meine Schwester siedelte nach ihrer Heirat nach Österreich über — aber wir sind stets die unzertrennlichen Geschwister geblieben.

Der Vater gewährte mir viel Freiheit, gab meinen Neigungen freien Spielraum und überließ mich mir selbst, als er sah, daß ich ohne Zuspruch Besseres leistete.

Neun lange Jahre habe ich das Kgl. humanistische Maximilians-Gymnasium besucht; meine Leistungen waren recht wechselnd; ein besonders braver Schüler war ich nie.

Trotzdem denke ich mit Dank und Freude an viele meiner Lehrer zurück, die die Jugend verstanden und ihren Sinn und ihr Herz zu suchen und zu gewinnen wußten.

Die Reifeprüfung, die meine Gymnasialzeit beendete, machte keinerlei Eindruck auf mich. Ich bestand sie mit gutem Erfolg ohne sonderliche Mühe.

Nach kurzen Tagen schrankenloser Freiheit durfte ich den Rock des Königs anlegen.



THE LIBRARY
THE UNIVERSITY
OF TEXAS

# I. Im Dienste des Königs

## 1. Ingolstadt.

Am 23. Juli 1906 wurde ich Soldat.

Der Traum meiner Jugend ward Erfüllung.

Ich trat als Fahnenjunker in das Kgl. Bayer. 10. Infanterie-Regiment „Prinz Ludwig", nachmals König, in Ingolstadt ein.

Die Donaufeste war damals ganz Militärstadt.

Der Soldat galt alles.

Die liebe „Schanz" war mir bald recht ans Herz gewachsen mit ihren alten Häusern und holprigen Gassen, den vielen Kirchen und schönen Toren.

Wir Zehner, genannt die „Ruhmreichen", hielten uns natürlich für das vornehmste Regiment im Standort. Erstens, weil unser Regiment, im Jahr 1682 gegründet, das älteste bayerische Regiment war, und dann, weil es den bayerischen Thronfolger und späteren König zum Inhaber hatte.

Die Dreizehner, genannt die „Apostolischen", weil der Kaiser von Österreich und Apostolische König von Ungarn ihr Regimentsinhaber war, erkannten wir selbstverständlich nicht als gleichberechtigt an.

Mit den Pionieren, der „Intelligenztruppe" von Ingolstadt, hielten wir gute Freundschaft, während wir über die Herren der Fußartillerie, trotz der hohen Meinung, die sie von ihrer Waffe hatten, uns weit überlegen fühlten.

Unteroffiziere und Mannschaften hatten ihre eigenen „Parolewirtschaften", in denen strenger Korpsgeist herrschte.

Dieser Waffen- und Regimentsstolz, der von Leuten, die in das Soldatenleben sich nicht hineinfühlen können, oft belächelt wurde, war sicher eine der Kraftquellen der alten Armee. Spornte er doch im Frieden die Truppenteile zu besonderen Leistungen an. Nicht minder hat er sich im Feld bewährt.

Vor 14 Tagen noch auf der Schulbank, stand ich nun auf dem Kasernenhof.

Wir Fahnenjunker wurden von Anfang an scharf angepackt. Oft wankten wir nach beendetem Dienst recht abgekämpft in die Kasernenstube zurück. Einmal wurden wir beim Turnen allesamt ohnmächtig und konnten uns in der Revierstube nur langsam erholen. Wir waren als „gemeine Soldaten" in den Mannschaftszimmern untergebracht, mußten Bett und Stube selbst in Ordnung bringen und lernten schroppen und putzen wie jeder andere Soldat. Für unsere soldatische Zukunft kam uns dies sehr zustatten; damals aber machte es uns nur geringe Freude. Von Zeit zu Zeit beehrte uns beim Dienst irgendein Vorgesetzter, um uns gute Lehren zu erteilen, auf die wir gerne verzichtet hätten; denn der Ausbildungs-Unteroffizier zog daraus meist den Schluß, sich noch eingehender und liebevoller mit uns zu beschäftigen. Neben meinem Kompaniechef nahm sich besonders der Kompaniefeldwebel meiner Schulung im inneren Dienst mit einer Liebe an, die meiner damaligen Ansicht nach einer besseren Sache würdig gewesen wäre. Mit unerschütterlicher Beharrlichkeit pflegte er wenige Minuten nach dem Wecken in der Stube zu erscheinen, weniger in der Absicht, mir einen Guten Morgen zu wünschen, als um sich davon zu überzeugen, ob ich auch sofort aus dem Bett gesprungen war, und um mein Waschen und Anziehen prüfend zu betrachten.

So gingen im Standort die wenigen Wochen rasch dahin. Aus ungelenken, bleichsüchtigen Zivilisten waren bald junge frische Soldaten geworden.

Dann wurde das Regiment nach Landau an der Isar befördert, wo die Übungen im größeren Verband stattfanden; von da aus ging's ins Manövergelände. Die großen Märsche strengten uns anfangs sehr an. Da beneidete ich meinen Schulkameraden Dolf Braun, der beim 7. Chevauleger-Regiment Fahnenjunker war, wenn er stolz an mir vorbeitrabte. Und es ließ sich auch nicht bestreiten, daß der Herrgott im Himmel und der König den Chevauleger weit schöner bekleidet hatten als uns armselige Schnickel.

Die Offiziere des Regiments kümmerten sich sehr um uns. Wir nahmen damals die große Lehre, die das Offizierkorps stark machte, in uns auf: den Unterschied zwischen „Dienst" und



„Außerdienst". Im Dienst gibt es keine Freundschaft und keinen Pardon, außer Dienst nur Kameraden.

Nach dem Manöver begann eine liebevolle Winterausbildung in der Kompanie, teils bei der „alten Mannschaft" und teils schon als Hilfsabrichter bei den Rekruten. Wie jeder andere Mann mußten wir auf Wache ziehen und standen manche Nacht als Posten auf einsamer Wacht. Die Unteroffizierstressen und später das Fähnrichsportepee waren die Höhepunkte dieser militärischen Lehrschule.

Als die übrigen Fähnriche zur Kriegsschule einrückten, brach in meinem Bataillon Genickstarre aus; so durfte ich wegen Ansteckungsgefahr 14 Tage die Kaserne nicht verlassen. Erst nach dieser Geduldsprobe wurde ich mit den besten Wünschen zur Kriegsschule entlassen.

## 2. Kriegsschule.

Die Begrüßung in dem weiten Gebäude an der Blutenburgstraße zu München war nicht gerade freundlich. Zunächst störte es natürlich den Dienstbetrieb, daß ein Fähnrich noch verspätet eintraf, nachdem die guten Lehren an die gesamten Zöglinge schon an den Mann gebracht waren. Das ging an sich schon gegen die Hausordnung. Und daß hier Ordnung herrschte, das sollten wir bald und gründlich erfahren. Vorerst war man bei der Stellung des Fähnrichs im Regiment noch in dem Wahn befangen, ein Herr zu sein. Von dieser falschen Vorstellung wurden wir von den Aufsichtsoffizieren der Kriegsschule in wenigen Tagen geheilt. Man lernte bald erkennen, daß man der „gar Niemand" war, daß man gar nichts konnte und zum Soldaten und Menschen erst hier gemacht werden sollte. Die stolzen Uniformen wanderten zum Schneider; ein streng nach der Vorschrift abgeschnittener kurzer Stehkragen, den der Aufsichtsoffizier mit der Elle nachmaß, durfte nur mehr den Fähnrichsrock zieren. Um 5 Uhr früh ertönte das unfreundliche schrille Glockzeichen; eine Sekunde später pflegte schon der Aufsichtsoffizier in irgendeinem Zimmer zu stehen, und wehe, wenn sich ein Fähnrich noch an seinem Bette aufhielt! Das kleinste Vergehen wurde eisern bestraft; vom Fähnrich wurde jede Dienstleistung in der Vollendung gefordert. Und es war gut so, wenn es auch oft weh tat. Der Grundsatz, daß der

Offizier das, was er von seinen Leuten später fordern mußte, am eigenen Leibe ausgeprobt haben und alles besser machen mußte wie sein Untergebener, war in der Erziehungsarbeit an die Spitze gestellt. Und oft habe ich später dankbar an die Lehren meiner Kriegsschulzeit zurückgedacht.

Von den Lehrkräften gedenke ich besonders des Lehrers für Taktik, Hauptmann Ganzer. Er besaß so manche Eigenheiten, über die wir Fähnriche uns freuten, und liebte klassische Aussprüche. So ließ er sich z. B., wenn er mit den taktischen Ausführungen eines Fähnrichs nicht einverstanden war, etwa folgendermaßen vernehmen: „Es gibt wenig glückliche Menschen, welche, ohne irgend etwas zu denken, stets das Richtige treffen. Meistens trifft man das Falsche.“ Solche klaren Sätze entwaffneten natürlich auch die widerspruchsvollste Auffassung von uns Fähnrichen. Im übrigen verehrten wir alle gleichmäßig den Lehrer, der in eiserner Folgerichtigkeit uns die Erkenntnisse der militärischen Erstwissenschaft einprägte und bewunderten an ihm besonders sein unbeugsames Gerechtigkeitsgefühl. Er behandelte jeden gleich, ob er von hohem Adel oder schlichter Herkunft, ob er im bevorzugten Regiment stand oder einem Linienregiment der Provinz angehörte.

Den Kommandeuren, die mich auf der Kriegsschule „erzogen“, brachte ich keine reine Zuneigung entgegen. Sie fanden stets eine Beanstandung. Selten gelang es, z. B. auf der Straße, die Ehrenbezeugung so zu erweisen, daß sie ihrem Auge entsprach. War dies nicht der Fall, dann wurde bis auf weiteres jede „Begünstigung“ entzogen, d. h. abends gab es keinen Ausgang, keine Erlaubnis und statt dessen Arbeitsstunden unter Aufsicht.

Einfach und klar war die Erledigung von Ehrenangelegenheiten auf der Kriegsschule geordnet. Ich hatte mit einem Kameraden einen Streit und fühlte das Bedürfnis, die Angelegenheit dem Ehrenrat der Kriegsschule zu unterbreiten. Der Spruch war kurz. Beide Fähnriche erhielten je drei Tage Arrest und hatten sich dann zu versöhnen. Wir versöhnten uns nicht nur formell, sondern wurden auch gute Freunde und haben beide die vorbildliche Art der Erledigung von Ehrensachen unumwunden anerkannt. Ich hätte sie später für manche recht überflüssige Ehrenhändel warm empfehlen können; sie



fand leider über den Bereich der Kriegsschule hinaus nicht immer Anklang und Nachahmung.

Der Zusammenhalt der Fähnriche auf der Kriegsschule war sehr gut. Für die vielen Kameraden will ich nur unseren Kriegsschulältesten Schönhärl nennen, der sein schweres Amt in trefflicher Weise ausfüllte.

In Kamerad Häfner, der aus dem Kadettenkorps hervorgegangen war, hatte ich einen besonders befähigten Abrichter im Turnen und Fechten. In körperlicher Gewandtheit waren eben die ehemaligen Kadetten uns Gymnasialabsolventen weit voraus! In der alten Dienstvorschrift standen über den Offiziersersatz die schönen Worte: Das Offizierkorps ergänzt sich: 1. aus Kadetten, 2. aus jungen Leuten von Bildung!! Was haben wir uns damit doch gehänselt! Doch nicht nur in den körperlichen Übungen, sondern auch in allgemein militärischen Tugenden, insbesondere in der Kameradschaft, hatten die Kadetten vor uns anderen einen Vorsprung, den wir erst aufholen mußten.

Die harte Schule der Lehrzeit auf der Kriegsschule wurde durch die Schlußprüfung, durch praktische Übungen im Gelände, eine Besichtigungsreise zu den Schlachtfeldern von 1870 und einen Schießlehrkurs beendet.

Die Schlußbeurteilung, mit der ich zur Truppe entlassen wurde, war nicht gerade die beste. Ich war sichtlich nicht brav und fleißig genug gewesen! Über Prüfungsergebnis und Beurteilung werden die Meinungen der Prüfenden und Geprüften im Leben eben immer wieder auseinandergehen. Immerhin: die Kriegsschule war vorbei, und ich kehrte zum Regiment zurück.

Der Regiments- und der Bataillonskommandeur legten mir bei der Begrüßung klar, wie notwendig es sei, mich beim Regiment nunmehr geeignet zu erziehen, um mich vielleicht doch noch zu einem ordentlichen Soldaten zu machen. Ich wurde daher dem schärfsten Kompaniechef, Hauptmann Petz, der 10. Kompanie zugewiesen, der noch besondere Ratschläge für meine Besserung erhielt. Auch dieser begrüßte mich mit dem angenehmen Hinweis, seine Kraft der Förderung meiner Erziehung zu widmen. Nun, das konnte ja gut werden! Aber trotz alledem: die Offiziersreife hatte ich erlangt, und meine Ernennung zum Degenfähnrich war im Tagesbefehl feierlich

kundgetan worden. Und am Vorabend des 12. März 1908 stellten sich beim großen Zapfenstreich ein Dutzend neugebackener Offiziere, darunter auch ich, dem staunenden Volke in Ingolstadt vor.

### 3. Leutnant.

Nun standen mir ja der Himmel und die Welt offen! Am 12. März fand die übliche Parade der Garnison anläßlich des Geburtsfestes Seiner Kgl. Hoheit des Prinzregenten Luitpold und anschließend das Festessen in der Offizierspeiseanstalt statt. Hier wurde ich nun als Offizier in den Kreis der Kameraden aufgenommen, mit denen ich in herrlicher Friedens- und stolzer Kriegszeit so viele glückliche Jahre verlebte. In den trauten Räumen des Kavaliers Spreti haben wir die Jahre hindurch uns immer wieder von des Dienstes Arbeit und manchem Ärger erholt.

Auch beim Militär folgen auf frohe Feste saure Wochen. Hauptmann Petz nahm sich mit großer Inbrunst meiner an. Er hatte seinen Ruf nicht umsonst. In seinem Innern war er die Seele eines Menschen, nach außen liebte er zeitweise schroff aufzutreten und konnte auch recht jähzornig sein. Ich hatte ihn eigentlich sehr gern; wenn er mich gerecht und gut behandelte, konnte er alles von mir haben. Aber sowie er seinen Unmut an mir auslassen wollte, bäumte ich mich auf. Das Verhältnis zwischen uns beiden wurde dadurch oft recht gespannt. Weil ich mich im Recht glaubte, versuchte ich es mit einer Beschwerde nach der anderen; nachdem aber der Regiments- und der Bataillonskommandeur eigentlich der Anlaß meiner verschärften Behandlung waren, hatte ich wenig Erfolg. Schließlich fühlte ich, daß es um meinen Kopf ging. Einen Vorteil hatte diese Sturm- und Drangperiode für mich und für mein ganzes militärisches Leben: ich mußte meinen Dienst peinlichst genau erfüllen und alle Dienstvorschriften derart kennenlernen, daß ich hier unangreifbar wurde. Gerade davon habe ich in späteren Jahren noch reichlich gezehrt. Noch eines, was noch wichtiger war: ich spürte am eigenen Leib die harte und vielleicht ungerechte Behandlung, konnte ermessen, wie sie das soldatische Herz ergriff, und nahm mir vor, meinen Untergegebenen es anders zu machen. In meinen alten Auf-



zeichnungen fand ich aus den ersten Leutnantsjahren einen Zettel mit der Überschrift: „Leitsätze für meine spätere Dienstzeit.“ Ich will sie hier einfügen ohne jeden Zusatz und ohne jede Verbesserung, weil sie meine damalige Einstellung und Sinnesrichtung am besten kennzeichnen:

1. Wenn der Vorgesetzte auch noch so gescheit ist, deswegen braucht er noch lange nicht stets der Gescheitere zu sein.
2. Man soll niemanden richten, ohne ihn gehört zu haben.
3. Man kann die Unterhose nicht ausziehen, wenn man vorher die Hose nicht ausgezogen hat, auch nicht beim Militär.
4. Qualifikation heißt Beurteilung; jedermann soll sich aber selbst sein Urteil bilden, und zwar ganz allein.
5. Es ist ein Unterschied zwischen Offizier und Mann. Man soll also nicht gleichen Maßstab an beide anlegen, aber auch niemals.
6. Man soll stets bedenken, daß der Untergebene den Vorgesetzten auch beurteilt. Oft wird diese Qualifikation, die den Offizier und Menschen beurteilt, die treffendere sein.
7. Mancher vergißt allzu leicht im langen Frieden sich die Achtung und Zuneigung seines Untergebenen zu sichern. Das ist aber das höhere Ideal, nicht das Lob des Vorgesetzten.
8. Das Streben, etwas zu erreichen, ist notwendig; nur darf es den Charakter nicht verderben, und das soll man immer wieder prüfen.
9. Man muß auch in der Einfachheit Maß halten, sonst wird sie kompliziert.
10. Man soll das Wesen über die Form stellen; notwendigerweise muß man daher die Form kennen und können.
11. Es ist gefährlich, wenn der Untergebene das Gefühl bekommt, daß lediglich die aufgewendete Zeit den Maßstab für eine befriedigende Leistung bildet.
12. Der denkende Untergebene ist der natürliche Feind des Vorgesetzten.

Diese zwölf Leitsätze, die ich als junger Leutnant für mich niederschrieb, enthalten sicher keine welterschütternden Erkenntnisse; aber ich habe mich später ihrer oft mit Nutzen bedient.

Alles auf der Welt hat ein Ende. Mein Kompaniechef wurde Major und im Stabe eingeteilt, der Bataillons-

kommandeur versetzt; ein neuer Regimentskommandeur ergriff die Zügel des Regiments. Ich wurde auch dienstälter und mit der Zeit etwas ruhiger.

Die Ausbildung der Rekruten, die mir vier Jahre lang oblag, machte mir viel Freude. Eigentlich war es doch der schönste und dankbarste Dienst, diese jungen Burschen, meist vom Lande, die ungelenk und ungehobelt hereinkamen, zu Soldaten und brauchbaren Menschen zu machen. Wenn dann zu Anfang des Jahres die Vorstellung der Rekruten erfolgte, da war ich stolz darauf, aus dem Munde des Regimentskommandeurs oder eines höheren Vorgesetzten eine lobende Anerkennung für die geleistete Arbeit zu hören. Freilich nahm die große Aufgabe den jungen Offizier, der mit dem Herzen ganz bei der Sache war, auch voll in Anspruch. Fehler, die bei der Erziehung des Rekruten gemacht wurden, hätten sich nie wieder gutmachen lassen. Die für Volk und Vaterland entscheidende Frage, ob aus dem begeisterten, gleichgültigen oder oft auch schon verhetzten Zivilisten ein Soldat fürs Leben wurde, hatte der junge Rekrutenoffizier zu lösen. Und — mit wenigen Ausnahmen — hat er sie auch bestens gelöst.

Kompanie-, Bataillons- und Regiments-Exerzieren sowie das Manöver füllten den übrigen Teil des Jahres aus. Da tauchte der Leutnant wieder in der Truppe unter und stand wie der Mann in Reih' und Glied an der Seite seines Zuges. Nach den Herbstübungen zogen die alten Mannschaften, die zwei Jahre treu gedient, hinaus in die Heimat, um jungem Nachwuchs Platz zu machen.

Kein Beruf kann so schön sein wie der des Offiziers, der den Menschen zum Menschen führt, dem das Schicksal die Verantwortung für junge Menschenherzen und Menschenleben in die Hand legt.

Eine Besonderheit von Ingolstadt war der ausgedehnte Garnison-Wachtdienst. Die Festung Ingolstadt war durch zwei Fortgürtel geschützt, die sich in weitem Bogen um die Stadt herumzogen, verbunden durch Kriegsstraßen. All diese Forts und die zahlreichen Pulvermagazine ließ eine vorsorgliche Festungskommandantur Tag und Nacht durch Posten bewachen, die jeweils von einem Bataillon des Standortes gestellt wurden. In der Nacht oblag die Nachschau der Posten den Offizieren der Ronde. Wenn dann mittags an der Spitze



der Wachtparade hinter der schmetternden Musik der Leutnant mit gezogenem Degen durch die Stadt marschierte, ließ er sich's nicht merken, daß ein unscheinbarer Rondenzettel ihm auftrug, etwa um 12 Uhr nachts bei schneidender Kälte die Wache und die Posten in dem zwei Stunden entfernten Fort X nachzusehen. Die Standmusik, die nach dem Aufzug der Wache ihre flotten Weisen auf dem Gouvernementsplatz erschallen ließ, übertönte alle ärgerlichen Gedanken.

Neben kurzen Kommandos zur Schießschule und in die Gewehrfabrik brachte ich die Zeit bis zum Kriege fast ausschließlich bei der Truppe zu. Mit besonderem Stolz und ausgesprochener Vorliebe übernahm ich alljährlich die Ausbildung der Unteroffiziersaspiranten, d. h. derjenigen Soldaten des Bataillons, die im zweiten Dienstjahre als Unteroffiziere oder Abrichter Verwendung finden sollten, der besten also ihres Jahrganges.

Von den Regimentskommandeuren treten neben Oberst Weiß, der im September 1914 an der Spitze des Regiments fiel, zwei Namen leuchtend hervor: Oberst von Kirschbaum und Oberst Kiefhaber. Oberst von Kirschbaum war der geborene Edelmann, das Vorbild des Offiziers. In eben diesem Sinne erzog er das gesamte Offizierskorps. Stets selbst gut angezogen, sah er auch darauf, daß seine Offiziere auf ihr Äußeres Wert legten. Mancher wird das vielleicht nicht für so wichtig ansehen. Der Untergebene hat aber dafür ein feines Empfinden und fordert dies von seinem Führer. Wir Leutnante mußten uns im Gefecht zwar wie der Mann in Wasser und Schmutz werfen, aber das durfte nicht schaden.

Besondere Rechte erfordern eben auch besondere Pflichten!

Im Dienst war der Oberst unerbittlich; das Regiment zitterte vor dem kleinen und stolzen Mann, wenn er auf dem Kasernenhof erschien. Doch Offiziere und Soldaten verehrten ihn und waren in tiefster Trauer, als er unerwartet einem kurzen schweren Leiden erlag.

Von gleichem Schrot und Korn war Oberst Kiefhaber, damals ebenso wie Weiß und von Kirschbaum Junggeselle. Berufssoldaten sollten überhaupt Junggesellen sein; dann sind sie unabhängig und frei in ihren Entschlüssen und nicht an Haus und Familie gebunden. Sein Tag begann frühzeitig; wenn wir Leutnante noch fest schliefen, saß er schon zu

Pferd und ritt in den Morgen hinein. Recht früh fand sich dann der Kommandeur von irgendwoher bei der Truppe ein, selten zur Freude des Kompaniechefs, dem ein späterer Besuch, wenn ein solcher schon überhaupt sein mußte, willkommener gewesen wäre. Der Kompaniechefs nahm er sich immer in besonders liebevoller Weise an. Wir Leutnante, die er nur wenig belästigte, vermerkten dies mit Schadenfreude. Seine besondere Fürsorge galt dazu noch dem inneren Dienst, wo er manchen Unzuträglichkeiten und Schäden gründlichst abhalf. Vorbildlich war seine Sorge für die Küchen- und Kantinenbetriebe der Mannschaft, die der letzte Infanterist an seinem eigenen Leibe segensreich verspürte. Das Soldatenhandwerk verstand er von A bis Z. Es war eine Freude für den jungen Offizier, unter seiner Führung Regimentsübungen und Manöver zu erleben, die immer lebendig und abwechslungsreich waren. Dabei kannte er keine Scheu nach oben; er war eine Führerpersönlichkeit durch und durch.

Bewunderten wir jungen Offiziere ihn so im Dienste, so gewann er außer Dienst unser ganzes Herz. Für die Nöte, Sorgen und Leichtsinnstaten des jungen Offiziers hatte er Empfinden und Verständnis. Wo er helfen konnte, half er persönlich. Einem Leutnant, der durch Gutherzigkeit und Leichtsinn in eine dumme Geldsache verwickelt war, zahlte er einmal kurz entschlossen aus eigener Tasche die Schuld. „Fade Kerle" konnte er nicht leiden. Er liebte den frischen, jungen und lebenslustigen Offizier. Ganz gehörte er uns Jungen bei Festessen und Liebesmahlen. Da saß er mitten unter uns und zechte wie der Jüngsten einer. Mit Vorliebe prüfte er dann, wieder der gestrenge Regimentskommandeur, den jungen Leutnant wenige Stunden darauf beim Morgendienst. Das ganze Regiment trug noch lange nach seiner Beförderung und Versetzung den Stempel seiner Persönlichkeit. Im Kriege hat dieser vorbildliche Offizier als Divisionskommandeur die höchste bayerische Tapferkeits-Auszeichnung erhalten, und zwar nicht nur für glückliche Führung von der Befehlsstelle aus. Exzellenz von Kiefhaber war als Divisionskommandeur in der vordersten Front zu Hause und stieß selbst mit Patrouillen bis in die feindlichen Gräben vor.

Man kann nicht von Oberst Kiefhaber reden, ohne seines Regimentsadjutanten, des Leutnants Hörauf, zu gedenken.



Leutnant Hörauf war einer jener seltenen Menschen, die mit Verstand, Klugheit, überlegenem Wissen und Können vornehmsten Charakter und aufrichtige Kameradschaft verbanden. Er war der Regimentsadjutant, wie er sein soll. Vom Regiment wurde er später in die Kriegsakademie kommandiert und von dort in den Generalstab versetzt.

Der Adjutant eines Infanterie-Regiments war ein kleiner Herrgott; mit Scheu betrachteten ihn die jungen Leutnante und bewunderten seine Machtstellung. Nächst ihm hatten nur noch die Bataillonsadjutanten einen Schimmer höherer Weihe.

Meines unvergeßlichen Kameraden Odo Kellermann will ich hier besonders gedenken, weil er für mich die Verkörperung des Begriffes Offizier schlechthin ist. Aus dem Kadettenkorps hervorgegangen, war er soldatisch vorzüglich geschult, im Dienst frisch und gewandt. Die Herzen all seiner Leute gehörten ihm. Er war der treueste und beste Freund, den man finden konnte. Daß dieser Offizier im Felde seinen Mann gestellt hat, darüber bedarf es keiner Worte; auf einem Patrouillengang, den er trotz Widerratens seines Kommandeurs unternahm, traf ihn die tödliche Kugel. Mir will fast scheinen, daß der Herr der Heerscharen ihn zu sich berief, um ihm die Schande des Kriegsendes zu ersparen. Ob er wohl auch nach dem Kriege an meiner Seite gekämpft haben würde? Ich glaube es.

In der Stadt Ingolstadt gab es während des Jahres manche Vergnügung für uns Leutnante. Im Sommer hielt unser Meister Schott, der prächtige Obermusikmeister des Regiments, seine vorzüglichen Konzerte, im Winter nahmen wir an den Hausbällen und den Redouten regen Anteil. Dabei mußten wir natürlich ordentlich sparen; denn der Gehalt war gering und die häusliche Zulage knapp. Mehr wie 20—40 Mark hatte eigentlich kein Offizier des Regiments monatlichen Zuschuß von zu Hause. Einige mußten sich auch ganz ohne Zulage behelfen.

Aber es ging, da das Essen in der Offizierspeiseanstalt billig, stets auskömmlich und gut zubereitet war.

Stolz und Freude herrschte im Regiment, wenn unser Allerhöchster Regimentsinhaber, Seine Kgl. Hoheit Prinz Ludwig, der nachmalige Regent und König, uns mit seinem Besuch auszeichnete. Seit 1867 Inhaber, hing der Prinz offensichtlich mit

dem ganzen Herzen an seinem Regiment und bezeugte ihm bei jedem Anlaß sein Interesse und seine Gnade. Fast alle Offiziere und Beamte und die älteren Unteroffiziere kannte der hohe Inhaber namentlich. Mit anderen Offizieren hatte wiederholt auch ich die Ehre, zur Königlichen Tafel nach München geladen zu sein. Hier ging es einfach und herzlich zu.

Man hat an dem letzten Bayernkönig vielfach seine schlichte und anspruchslose Art bemängelt, ihm wohl auch nur geringes militärisches Empfinden zugebilligt. Das ist nicht richtig. Ludwig III, der als junger Prinz im Jahre 1866 als Ordonnanzoffizier bei Helmstädt verwundet wurde, kannte das Soldatenhandwerk recht genau. Wie in allen Dingen, hatte er auch hier einen scharfen Blick für das Wesentliche und ließ sich durch Äußerlichkeiten nicht blenden. In seiner geraden Art hielt er auch mit seinem Urteil durchaus nicht zurück, wenn ihm etwas nicht gefiel. Eine spätere Geschichtschreibung wird überhaupt feststellen müssen, daß dieser Fürst, den seine Regierung und seine nähere Umgebung im November 1918 so schmählich im Stiche ließen, wohl einer der scharfsinnigsten und weitestblickenden Köpfe des vorkriegerischen Deutschlands gewesen ist.

Die Jahre 1912 und 1913 waren von besonderer Bedeutung für das Regiment. Am 12. Dezember 1912 war Seine Kgl. Hoheit der Prinzregent hochbetagt gestorben; unser Regimentsinhaber übernahm zunächst als Prinzregent die Regierung seines Landes. Wenige Monate darauf bestieg er als König Ludwig III. den Thron. Das Regiment trug zunächst die Bezeichnung „Prinzregent Ludwig" und hieß dann auf Befehl des Königs: 10. Infanterie-Regiment König. Als besondere Auszeichnung wurde dem Regiment der Namenszug seines Königlichen Inhabers verliehen, den wir fortan mit Stolz trugen. Zur Krönungsfeierlichkeit war eine Kompanie des Regiments nach München befohlen, bei der auch ich eingeteilt war. Die Offiziere waren zur Königlichen Tafel geladen.

Eine der glanzvollsten Erinnerungen vor dem Kriege ist mir die Jahrhundertfeier auf der Befreiungshalle bei Kelheim im Jahr 1913. Außer Seiner Majestät dem Kaiser nahmen daran alle deutschen Bundesfürsten teil. Hier hatte ich die Auszeichnung, in der Ehrenkompanie am Bahnhof Kelheim zu stehen. Nachdem alle Fürstlichkeiten, denen die Truppe die Ehrenbezeugung erwiesen hatte, eingetroffen war, fuhr zuletzt der



Kaiserliche Hofzug im Bahnhof ein. Unser hoher Regimentsinhaber führte voll Stolz den Kaiser an der Front der Ehrenkompanie entlang und erstattete ihm über unser Regiment ausführlich Bericht. Die Muskeln jedes Soldaten streckten sich; wie eine Mauer stand die stolze Truppe vor ihrem höchsten Führer. Ich fühlte mich besonders, da ich die Kompanie einexerziert hatte. Jeder Mann nahm die Überzeugung mit nach Hause, daß ihm und gerade ihm der Kaiser in die Augen gesehen hatte. Nach dem Abschreiten der Front durfte ich die Kompanie, vor der alle Fahnen der bayerischen Truppenteile eingetreten waren, durch die Spalier bildenden Truppen, die zur Ehrenbezeugung das Gewehr präsentierten, zur Befreiungshalle hinaufführen.

Auf den Stufen dieses Gedenkmals bot sich später das überwältigendste Bild des Deutschland vor 1914, als der Zug der Bundesfürsten die Befreiungshalle verließ. Wer ahnte damals, daß diese erste und größte Zusammenkunft aller deutschen Fürsten auch die letzte sein sollte?

Vom Jahre 1913 ab wurde ich zeitweise zur Ausbildung als Adjutant auf die Bataillons- und Regimentsgeschäftszimmer kommandiert, da ich für den Mobilmachungsfall als Adjutant von I/10 eingeteilt war. Im Winter 1913/14 war mir die Aufgabe übertragen, die Kalender für die Mobilmachung des Regiments und seiner Reserve- und Ersatzformationen zu bearbeiten. Der neue Mobilmachungsplan für die Kgl. Bayer. Armee trat am 1. 4. 1914 in Kraft. Mit Stolz habe ich mir 1914 von den einzelnen Formationen, die das Regiment aufgestellt hatte, mitteilen lassen, daß alles vorzüglich geklappt hat. So durfte ich also zu meinem bescheidenen Teil auch dazu beitragen, daß die Mobilmachung des Heeres 1914 so vorbildlich und reibungslos sich abwickelte.

Meinen Sommerurlaub 1914 brachte ich gerade in Herrsching am Ammersee zu, als die Schüsse von Serajevo fielen. Mit Spannung harrten wir täglich der Nachrichten, die immer eindringlicher die drohende Kriegsgefahr zeigten. Schließlich hielt es mich nicht mehr so fern von meinem Standort; ich brach meinen Urlaub ab und rückte beim Regiment ein, wo ich die Mobilmachungskalender nochmals genau überprüfte. Zwei Tage später wurde der „drohende Kriegszustand" erklärt.

Mein Regiment war nach den Mobilmachungsbestimmungen

in seinen Stämmen „vorzeitig marschbereit“ und mußte am Abend des ersten Mobilmachungstages bereits abbefördert werden. Im „Zustand der drohenden Kriegsgefahr“ wurden nur die Offiziere und Mannschaften des Beurlaubtenstandes eingezogen, die zur Erreichung der Gefechtsfähigkeit des Regiments notwendig waren; die Ergänzungsmannschaften auf Kriegsstärke wurden erst einige Tage später nachbefördert.

Die Ereignisse überstürzten sich: der Aufmarsch der Russen zwang Seine Majestät den Kaiser, am 1. August die Mobilmachung der Armee anzuordnen.

Jubelnd wurde dieser Befehl nicht nur von uns Offizieren, sondern auch von den kampfbegeisterten Soldaten begrüßt. Das ganze Volk atmete nach der Spannung der vergangenen Wochen erleichtert auf.

Mit freudigem Stolz trat Deutschland in den größten Kampf seiner Geschichte.

## 4. Ins Feld — Erste Schlacht.

Am ersten Mobilmachungstage, abends 9 Uhr 1 Minute, verließ das I. Bataillon des Kgl. 10. Infanterie-Regiments König, dessen Adjutant ich war, als erster Truppenteil Ingolstadt mit 20 Offizieren, 546 Unteroffizieren und Mannschaften, 40 Pferden und den notwendigen Fahrzeugen in 30 Eisenbahnwagen. Über Ansbach—Heilbronn—Germersheim—Saarbrücken—Metz ging die Fahrt nach Remilly, wo wir am anderen Abend pünktlich und fahrplanmäßig 10.05 Min. eintrafen und sofort den Grenz- und Bahnschutz im Abschnitt Remilly vom Kgl. Preuß. Inf.-Regt. 173 übernahmen.

Auf der ganzen Fahrt wurden wir von der Bevölkerung an den Bahnhöfen jubelnd begrüßt und mit Liebesgaben überschüttet. Wir waren glücklich, als die ersten an den Feind zu dürfen; dachten wir doch, daß all die Männer, die zur Nachführung der Ergänzungsmannschaften im Standort zurückbleiben mußten, sicher zu spät kommen würden.

Seine Majestät übersandte am 3. 8. folgenden Befehl:

> Meinem Regiment, dessen Inhaber Ich bald ein halbes Jahrhundert bin, danke Ich herzlich für die treuen Abschiedsgrüße. Ich wünsche Meinem Regiment, dem



> Leibregiment Max Emanuel, für den bevorstehenden Feldzug Glück und Segen. Mögen Schlachtenerfolge den alten Ruhm dieses zu den vier ältesten Regimentern Meiner Armee zählenden Regiments mehren zum Heil und Segen für das Vaterland!
>
> Ludwig.

Jeder Zehner, vom ältesten Offizier bis zum jüngsten Mann, gelobte sich, die Worte seines Königlichen Inhabers zur Tat werden zu lassen.

Wir hießen ja die „Ruhmreichen“ und wollten dieses Ehrennamens im Felde uns würdig erweisen. Wir haben es — weiß Gott — getan. Auch die Schlachtenerfolge, die der Oberste Kriegsherr seinem Regiment wünschte, blieben wahrlich nicht aus.

Seine Kgl. Hoheit Kronprinz Rupprecht richtete am Tage der Übernahme des Oberbefehls an die ihm unterstellte 6. Armee einen Tagesbefehl, aus dem die Sätze festgehalten zu werden verdienen:

> „Wie in den ruhmreichen Tagen von 1870/71 haben sich auch diesmal Deutschlands Stämme in Treue fest zusammengeschart gegen einen frevelhaften Angriff. Jeder deutsche Mann weiß, worum es sich handelt. Es gilt, die Errungenschaften unserer Väter zu schützen. Jeder ist entschlossen, das von uns übernommene Erbe der Einheit und Größe des Reiches, unser geliebtes deutsches Land, bis zum letzten Blutstropfen zu verteidigen.“

Nun war also Krieg!

Wir wußten anfangs noch nicht recht, wie wir uns da benehmen sollten. Von den Manövern her waren wir gewohnt, daß alles behelfsmäßig und unbequem sein mußte. Der Stab I/10 machte deshalb seine Gefechtsstelle in einer Scheune am Rande der Ortschaft Anserweiler auf, obwohl wir im eigenen Lande waren, in der Ortschaft genügend Unterkunft und der Feind weit weg war. Warum einfach, wenn es umständlich auch geht! Mein Kommandeur, Major Krüger, lag nachts am rechten Flügel brav im Stroh, dann kam ich, hernach der Bataillonstambour, die Schreiber und die Ordonnanzen nach links streng dem Dienstalter nach.

Major Krüger war ein prachtvoller Mensch, der in seinem Beruf aufging und für seine Soldaten alles tat. In der Be-

geisterung hatte er allen Offizieren, einschließlich der jüngsten, das brüderliche Du angetragen. Das entsprach seiner Auffassung von Kameradschaftlichkeit, die immer und überall zum Ausdruck kam, aber in dieser Form dienstlich doch wohl nicht gutzuheißen war.

Als Adjutant hatte ich in den ersten Wochen ein leichtes Arbeiten: einen Kommandeur, der dem Adjutanten ließ, was des Adjutanten war, vier Friedens-Kompaniechefs und die Offiziere und Mannschaften des Augusts 1914.

Die Tätigkeit im Grenzschutz war nicht gerade aufreibend; wir hatten eben zu warten, bis hinter uns die Armeen ihren Aufmarsch vollendeten. Wir beneideten die Kavalleriepatrouillen, die über unsere vorgeschobenen Posten hinweg in Feindesland vorstoßen durften; den ersten jungen Chevaulegerleutnant, der wegen einer schneidigen Patrouille mit dem E.K. II ausgezeichnet wurde, sahen wir wie einen Halbgott an.

Auf dem nordwestlichen Kriegsschauplatz hatten schon entscheidende Kämpfe eingesetzt; an der Front vor Nancy, vor der wir aufmarschierten, entwickelten sich nur langsam die Ereignisse. Wir hörten wenig von dem, was fern von uns vorging; eines Tages übergaben wir den Grenzschutz bayerischen Reservejägern und marschierten. Mit welchem Ziel, zu welchem Zweck erfuhren wir nicht. Als wir das erstemal die französischen Grenzpfähle überschritten, ging ein Jubel durch unsere Reihen. Aber Tag auf Tag verging, und wir hatten immer noch keinen Franzosen von Angesicht zu Angesicht gesehen. Tiefen Eindruck machte es auf uns, als wir an den ersten Toten vorbeimarschierten, braven Chevaulegers, die auf Patrouille scheinbar aus dem Hinterhalt niedergeschossen worden waren. Erst am 20. August hörten wir starken Kanonendonner und Schlachtenlärm, das Rattern unserer Maschinengewehre und die eigenartigen Rafales der Franzosen. Tatendurstig rückten wir immer näher und näher heran; aber dann hielt das Regiment wieder, das Tosen der Schlacht verlor sich nach vorwärts und ließ allmählich mehr und mehr nach. Die Schlacht war geschlagen, unser Regiment war nicht zum Einsatz gekommen. Wir mußten uns darauf beschränken, Trupps zur Gefangenenbewachung und Rückführung zu stellen. So sahen wir wenigstens die ersten feindlichen Offiziere und Soldaten, die gefangen in langen Zügen an uns vorbeimarschierten.



Wieder folgten lange und anstrengende Märsche bei Tag und Nacht, die die Truppe stark mitnahmen. Besonders in der Nacht vom 24./25. August drängten sich dichte Kolonnen aller Waffen auf engen Straßen vorwärts. Von Zeit zu Zeit ein kurzer Halt, dann ging's wieder weiter. Trainkolonnen hielten auf den Straßen, Batterien trabten nach vorne; es sah wahrlich danach aus, als wenn es diesmal ernst würde.

Die Verpflegung hatte zuletzt nicht mehr recht geklappt; seit Tagen war kein Brot an die Truppe ausgegeben worden. So war die Stimmung gereizt, auch der anstrengende, immer wieder stockende Nachtmarsch bot viel Anlaß zum Fluchen und Schelten. Als wieder bei einem Halt eine Reitergruppe den Marsch behinderte, brüllte ich sie wütend an. Nun erfuhr ich, daß der Divisionskommandeur, Exzellenz von Höhn, uns mit seinem Gefechtsstab die Ehre der Begleitung gab, und benutzte diese Gelegenheit, um meinem Unmut über die mangelhafte Verpflegung Luft zu machen. „Schweigen Sie jetzt von diesen Nebensachen, morgen geht's in die Schlacht“, war die kurze Antwort. Aller Hunger und Unmut war mit diesem Wort wie weggeblasen.

Endlich also sollten die ermüdenden Kreuz- und Quermärsche aufhören! Und endlich konnten wir in der Schlacht, im Feuer beweisen, was wir im Frieden gelernt hatten.

Als wir am Morgen rasteten, um den Kaffee einzunehmen, herrschte im ganzen Regiment Freude und Kampfbegeisterung. Die Kompanieführer hielten Ansprachen an die Mannschaften und wiesen vor allem darauf hin, daß wir als Königsregiment am Namenstag unseres Königlichen Inhabers ihm besondere Ehre machen wollten. In allen Kompanien wurden begeisterte Hurras auf Seine Majestät den König ausgebracht. Überall wurden die letzten Vorbereitungen getroffen und noch einmal alles nachgesehen.

Singend zogen die Kolonnen der Königsgrenadiere in die Schlacht.

Da schlugen plötzlich schwere und schwerste Granaten krachend mitten in die Reihen des Regiments.

Wir befanden uns auf dem französischen Artillerieschießplatz, wo der Franzose alle Entfernungen kannte und kein Schlupfwinkel ihm entgehen konnte. In Richtung auf Maixe-Crévic und Flainval wurden die Kolonnen auseinandergezogen

und rückten wie auf dem Exerzierplatz trotz schwerster Verluste unaufhaltsam einem unbekannten Gegner entgegen, den wir nicht sahen, der uns aber unaufhörlich mit stärkstem Feuer überschüttete. Nur daß schwere Festungs- und Schiffsgeschütze aus der Gegend von Dombasle auf uns feuerten, konnten wir allmählich feststellen. Wir entfalteten und entwickelten, wie die Friedensschule es uns gelehrt. Was lebte, griff an. An der Spitze seiner 2. Kompanie wird Hauptmann Erhard schwer getroffen, mit ihm viele der Seinen; der älteste Offizier der Kompanie übernimmt das Kommando und stürmt weiter vorwärts. Ich jage an der Seite meines Kommandeurs im Galopp an die Kompanien entlang nach vorne, ihnen Marschrichtung und Ziel zubrüllend. Bald hat uns ein feindliches Geschütz als Ziel ausersehen; mit knapper Not können wir uns der wohlgezielten Verfolgung entziehen. Hinter einem Waldstück steht Hauptmann Beichhold der 1. Kompanie in Hemdärmeln, das Gewehr hochschwingend und seine Kompanie hinter sich versammelnd. Bald sinkt auch er verwundet zurück. Ich soll irgendwo den Regimentskommandeur suchen und galoppiere über das Feld. Überall schlagen schwerste Kaliber ein, haushohe Löcher in den Boden wühlend. Dazwischen liegen Tote, wimmern still Verwundete. Nach langem vergeblichen Suchen reite ich zurück und finde nun meinen Bataillonskommandeur nicht mehr. Die Kompanien haben sich in Schützenschwärme aufgelöst, die da und dort in Richtung gegen den Feind vordringen. Wozu nun zwecklos hin und her reiten, wo die Truppe dringend der Führer bedarf? Kurz entschlossen springe ich vom Pferd und schicke es mit meinem treuen Pferdewärter, der dicht bei mir geblieben ist, nach rückwärts. Ich selbst übernehme in der Schützenlinie, die vor mir ficht, einen Zug und eile mit ihm vorwärts. Heran an die Ortschaft, aus deren Hecken ungesehene Maschinengewehre und Schützen unaufhörlich in unsere Reihen feuern! Die Wegnahme von Flainval ist unser Kampfziel. Führer und Soldaten fallen und sinken verwundet zurück, immer mehr sind bei den Sprüngen die Reihen gelichtet. Ich übernehme eine Kompanie, dann, als auch sonst alle Führer ausgefallen sind, den ganzen Verband, der hier angreift. Offiziere sind nicht mehr da; vielfach waren sie, in der Schützenlinie stehend, zusammengebrochen. Plötzlich erhalte ich einen starken Schlag am Kopf, ich greife an die Stirne,



ob ich blute, und reiße den Helm herunter: ein Infanteriegeschoß hat mir einen Teil des Helmes an der Schläfe und die Kokarde weggerissen und meine Stirne leicht gestreift. Aber unverdrossen geht's vorwärts: Sprung auf, marsch, marsch! Es muß doch endlich gelingen, den Feind wenigstens zu sehen! Aber so sehr ich immer wieder meine Blicke durch das Fernglas in die feindlichen Hecken bohre, es ist nichts zu erkennen und zu sehen. Aus undurchdringlicher Deckung kommen die feindlichen Geschosse. Ein überwältigendes Infanterie-, Maschinengewehr- und Artilleriefeuer hält uns nieder. Schwächer und schwächer wird das eigene Infanteriefeuer. Als es in der weiten, langgestreckten Schützenlinie ganz ruhig wird und auch das feindliche Feuer nachläßt, springe ich in die Höhe und rufe den Kameraden zu, aufzustehen. Ich will sehen, wie viele noch kampffähig sind. Wehmütig sagt mir der Hornist, der wie ein Schatten an meiner Seite geblieben ist: „Herr Leutnant, es ist niemand mehr da!“ Und wirklich steht auf der ganzen Frontlinie niemand mehr auf. Nur drei Mann sind noch heil geblieben, alles andere ist tot oder verwundet. Keine Klagelaute ertönen; Helden liegen und ruhen hier aus, weit und breit ist keine Truppe mehr zu sehen. Allein stehen wir auf weiter Flur, einige hundert Meter vom Gegner entfernt, dessen wohlgezieltes Feuer hinter Hecken und Mauern heraus bald wieder stärker wird. Wo sind wir hingekommen, und wo sind die anderen Bataillone und Kompanien. In der Hitze des Gefechtes hatten wir auf nichts mehr geachtet. Ich mußte einen Entschluß fassen, weiteres Vorspringen wäre Wahnsinn gewesen. Nur ein Soldat kann ermessen, wie ich mit mir kämpfte. Schließlich entschied ich mich dazu, mit den paar am Leben gebliebenen Kameraden zurückzukriechen. Ich rechnete als sicher damit, daß ich von meinem Kommandeur kriegsgerichtlich erschossen würde, weil ich zurückging, und sagte das meinen Kameraden. Trotzdem glaubte ich noch als letzte Tat vielleicht die Meldung von dem Verlauf des Gefechts zurückbringen und Hilfe für die vielen Verwundeten erbitten zu können. Zu fünft krochen wir langsam Schritt für Schritt zurück, darunter zwei Verwundete. Den Tornister des einen trug ich auf meiner Schulter. Bald hatte der Gegner erkannt, was wir vorhatten, und eröffnete nun ein wohlüberlegtes Scheibenschießen auf uns. Noch zwei Kameraden mußten wir zurücklassen; mit zwei Mann

kam ich nach Stunden erschöpft und fast verdurstet in einer Allee an, die mit Mirabellenbäumen bepflanzt war. Wie die Wilden stürzten wir uns auf die erfrischenden Früchte und stillten unsern brennenden Durst. Wir waren aus dem Bereich des feindlichen Infanteriefeuers und gingen die Allee entlang in ein Dorf, in dem ich viele Leichtverwundete und Versprengte traf, die ich sammelte. Bis zum Einbruch der Nacht hatte ich eine starke Kompanie um mich vereinigt und eine versprengte Feldküche erobert. Vom Regiment war nichts zu sehen und nichts zu finden; es sollte, wie ich hörte, irgendwo in der Gegend zusammengezogen werden.

Die Nacht und den ganzen nächsten Tag war ich auf der Suche. Der Kommandeur der 12. Bayer. Infanterie-Brigade, bei dem ich mich meldete, konnte mir nur allgemein die Richtung angeben. Endlich in der Nacht des zweiten Tages traf ich mein Bataillon und wurde wie ein verlorener Sohn begrüßt. Der Kraftzuwachs von fast 300 Mann, die sich allerdings aus allen Kompanien des Regiments, aus dem Reserve-Infanterie-Regiment 10, das in der Nähe von uns gefochten hatte, und anderen Truppenteilen zusammensetzten — ich hatte einfach jeden Versprengten, den ich traf, in meine Kompanie eingereiht —, wurde freudigst aufgenommen. Zum Begrüßen blieb aber wenig Zeit: der Franzose versuchte einen nächtlichen Überfall auf uns. Mit Püffen und Stößen galt es die todmüden Soldaten in die Höhe zu bringen, die der Schlaf übermannt hatte. Aber es gelang: der Franzose wurde mit blutigen Verlusten zurückgewiesen.

Meine Annahme, daß ich standrechtlich erschossen würde, erfüllte sich nicht; ich wurde nur von meinem Kommandeur gerüffelt, weil ich nicht zu ihm zurückgekehrt war.

Das Regiment hatte schwerste Verluste, insbesondere an Offizieren, erlitten. Die Schneid und die rücksichtslose Tapferkeit, mit der alle Leute des Regiments nach vorwärts gestürmt waren, hatten ihre harten Opfer gefordert. Aber die Feuertaufe war fleckenlos bestanden; den vielen stolzen Ehrentagen des Regiments, das auch im Kriege 1870/71 so schwere Blutopfer gebracht hatte, war ein neuer Ruhmestag angefügt.

Als mein Kommandeur mich einige Tage später wegen tapferen Verhaltens in der Schlacht zur Auszeichnung mit dem E.K. II vorschlug, gab der Brigadekommandeur das Ansuchen



mit dem Bemerken zurück: „Der Antrag kann nicht vertreten werden; Leutnant Röhm hätte als Adjutant zu seinem Kommandeur gehört."

## 5. Serres.

Schwere Tage folgten dieser Schlacht. Nicht weit entfernt vom Kampfort des 25. August erschöpfte sich das Regiment in den nächsten zwei Wochen in todesmutigen Angriffen bei Serres.

Tagsüber oft zwei- bis dreimal gingen die Schützenlinien im Angriff über das deckungslose Gelände vor, um dann wieder zurückgezogen zu werden. Die höhere Führung wollte entscheidende Erfolge ertrotzen. Tag und Nacht setzten sich die Kämpfe fort, tagsüber Angriffe auf Angriffe, nachts Überfälle und Kämpfe Mann gegen Mann; ein unausgesetztes Vorwärts und Rückwärts. Dazu regnete es so, daß wir nachts in den durchnäßten Kleidern vor Frost uns schüttelten. Glaubten wir einmal, wenn wir in die Ortschaft zurückgezogen waren, unsere Kleider trocknen und etwas ruhen zu können, dann kam sicher gleich wieder Alarmbefehl zu erneutem Vorrücken.

Die Ortschaft Gellenoncourt war der Brennpunkt der Kämpfe unseres Bataillons; manche Nacht hat der Franzose, manche Nacht haben wir drinnen zugebracht.

Vortrefflich wurden wir von dem Kgl. Bayer. 3. Feldartillerie-Regiment unterstützt, insbesondere von der in unserem Abschnitt eingeteilten Abteilung des Majors von Clingensperg. Dieser tapfere Offizier und sein ebenso schneidiger Adjutant, Leutnant Speck, waren wahrhaft die Artillerieoffiziere, wie sie sich die Infanterie wünschen konnte. Immer wieder, wenn es hart auf hart ging und die Not am größten war, war Speck bei uns, um zu fragen und zu sehen, wie und wo die Artillerie helfen könnte. Und die Hilfe kam, wenn wir sie brauchten. Den Kgl. Militär-Max-Joseph-Orden hat hier dieser Leutnant an der Spitze eines Artilleriezuges sich wirklich ehrlich erkämpft.

Oft drohten in den zersetzenden und zermürbenden, Tag und Nacht stets fortdauernden Kämpfen die Nerven von Offizier und Mann zu versagen, und es bedurfte der rücksichtslosesten Tatkraft der unteren Führung, dagegen anzukämpfen.

Nur ein Lichtblick war: das überlegene, tagsüber ununterbrochene Artilleriefeuer der Franzosen ruhte des Nachts. Etwa um 7 Uhr abends setzte es aus und lebte erst gegen 7 Uhr morgens wieder auf. So konnten in diesem Zeitraum doch die Feldküchen vorgezogen werden; wir vermochten uns zu verpflegen. Daneben wurde die Nacht dazu benutzt, Deckungen auszuheben, die wenigstens einen kleinen Schutz boten.

Furchtbare Verluste erlitten wir in diesen Tagen: unser heldenhafter Regimentskommandeur fiel beim Angriff. Ich sehe ihn heute noch vor mir, wie er mit dem Gefechtsstab in die vorderste Linie vorgeeilt kam. Wir hatten uns kleine Erdlöcher ausgehoben, um wenigstens im Liegen etwas gedeckt zu sein. Ich bat den Oberst, sich auch niederzulegen und in Deckung zu gehen; er aber lehnte ab. So sprangen auch wir, meine Kameraden und ich, vom Boden auf und standen aufrecht in der Linie, dem feindlichen Feuer trotzend. Ein Zug des Bataillons, der gerade einen Sprung vorwärts machte, verlor etwas die Richtung — ich eilte vor, um ihn wieder in die richtige Front zu führen; als ich zurückkam, hatte ein Infanterieschuß unseren geliebten Kommandeur niedergestreckt. Auch mein verehrter Hauptmann Scheffer fiel mit vielen anderen treuen Kameraden.

Vom 25. August bis 10. September waren wir ununterbrochen im Gefecht gelegen. Die heftigsten Kampftage waren der 25. August, der 5., 7. und 9. September.

Das Regiment hatte 80 Prozent seiner Offiziere, 70 Prozent seiner Mannschaften verloren. Am 10. September standen noch etwa acht aktive Offiziere im Regiment. Mein Bataillon hatte an Führern einen Hauptmann als Bataillonsführer (Major Krüger führte das Regiment), einen Leutnant als Adjutant, zwei Reserveoffiziere und zwei Vizefeldwebel als Kompanieführer. Vom ganzen Regiment waren etwa 700 Mann übriggeblieben.

## 6. Von Metz bis Spada.

Noch in der ersten Hälfte des September wurde das Korps aus der Kampffront gezogen und in die Gegend von Metz zur Erholung und Auffrischung in Marsch gesetzt.

Wir wußten jetzt, was Krieg ist.



Seit Eintreffen im Aufmarschgebiet hatten wir die Kleider nicht mehr vom Leibe gebracht. Der 15. September war der erste Rasttag im Felde. Von der Außenwelt hörten wir selten und wenig, nur daß am nordwestlichen Kriegsschauplatz große Siege erfochten worden waren. Wir waren gewiß, daß nun auch wir an diese Front abrücken durften.

Auch die erste Post erreichte uns nun. Zahllose Liebespakete wurden dankbar in Empfang genommen.

Vor allem galt es jetzt, Wäsche und Uniform zu wechseln und uns gründlich zu reinigen.

Manches im äußeren Bild war verändert. Meine schöne, neue, blitzende Adjutantenschärpe hatte viele Wandlungen durchmachen müssen. Erst mußte ich die langen Quasten abschneiden, dann wendete ich sie, damit sie in der Sonne nicht so funkelte, dann hüllte ich sie in graues Tuch und dann legte ich sie ganz ab. An ihre Stelle trat ein schmaler Armstreifen. Auch die Achselstücke glitzerten nicht mehr. Alles, was auffallend gewesen, war und blieb verschwunden. Statt dessen schmückte manches Knopfloch, auch das meine, ein schlichtes schwarz-weißes Band, das damals unser höchster Stolz war. Wer konnte zu jener Zeit ahnen, wie sehr es später entwertet wurde?

Am 17. September 1914 trafen Ergänzungsmannschaften ein; darunter für das Bataillon drei blutjunge, lebensfrische Kadetten von 17 Jahren, die alle auf dem Feld der Ehre blieben.

In Kürze waren wir wieder ein kriegsstarkes Regiment. Das Kommando des Regiments übernahm Oberstleutnant Mieg, eine hohe, stattliche Erscheinung, die das ganze Regiment überragte. Wir sollten bald erfahren, daß er uns allen auch an Tapferkeit überlegen war. Er war streng und verlangte das Äußerste von seinen Untergebenen, noch rücksichtsloser aber war er gegen sich selbst. Wenn irgendwo im Angriff oder im Stellungskampf sich Besonderes ereignete, es dauerte nicht lange und der Regimentskommandeur war in der vordersten Front zur Stelle. Ich weiß nicht, was ich mehr bewunderte an diesem seltenen Führer, seine strenge Rechtlichkeit oder seine überragende Tapferkeit.

Die Tage der Ruhe und Erholung gingen rasch dahin. Es ging wieder fort, aber unsere Sehnsucht nach Nordfrankreich

fand nicht Erfüllung. Das Regiment setzte sich im Verband des III. Bayer. Armeekorps als Glied der Armeeabteilung von Strantz in Richtung auf die Côtes-Lorraines in Marsch.

Wieder gab es harte Kämpfe, aber diesmal blieben wir in stetigem Fortschreiten. Hadonville, Hattonchatel wurden genommen. Dann folgten verlustreiche Waldgefechte. Da gedenke ich eines besonders schweren Tages: Wir waren, das I. Bataillon voraus, kämpfend im Chanot-Wald vorgedrungen und standen, rings von Franzosen umgeben, bei Einbruch der Nacht in schwerem Ringen. Wo immer wir vorstießen, wurden wir von vernichtendem Feuer empfangen; selbst von den Bäumen hagelten Geschosse auf uns herab. Jeder Vorstoß in den Wald fand erbitterten Widerstand. Die Verluste, besonders an Offizieren, waren außerordentlich. Ich schlug daher meinem Kommandeur vor, die Nacht derart zuzubringen, daß wir eine Querschneise, durch die alle Verbindungswege führten, mit Front nach vor- und rückwärts besetzten. Wir sollten möglichst nahe beisammen bleiben, um Überfällen gewachsen zu sein, und mit aufgepflanztem Seitengewehr jeden Versuch des Gegners, uns von vorne oder hinten zu packen, niederschlagen. Als die Besetzung in dieser Form vollzogen war, ging ich mit einigen Leuten auf Patrouille durch den Wald zurück, um dem Regimentskommandeur Meldung zu erstatten, der daraufhin selbst die Kompanien zum Vorstoß vorführen wollte. Zur Ausführung kam es nicht, da mittlerweile neuer Befehl eintraf, zufolge dessen das ganze Regiment durch den Wald und seitwärts aus dem Wald gegen Spada herausgezogen und noch des Nachts zum Angriff auf die Höhen bei Spada bereitgestellt wurde.

Wie mit einem Schlag wich alle Müdigkeit und Verdrossenheit.

Am Morgen des 24. September 1914 zur befohlenen Stunde stand das Bataillon Schulter an Schulter mit den anderen Bataillonen und dem 13. Infanterie-Regiment bereit und eröffnete den Angriff.

## 7. Verwundet und wieder ins Feld.

Anfangs ging es gut vorwärts. Bald aber fühlten wir, daß wir weit überlegenen Feind gegenüber hatten, der noch dazu



die Unterstützung schwerer Festungsgeschütze aus rückwärts gelegenen Werken erhielt.

Ich befand mich gerade mit meinem Kommandeur in der vordersten Schützenlinie; das Bataillon sollte hier eine Zeitlang liegenbleiben. Da ich von den vergangenen Tagen und Nächten ziemlich ermüdet war und der Adjutant ja meistens nicht zum Ruhen kommt, beschloß ich, ein kurzes Schläfchen zu machen. Mein Kommandeur wollte zwar nicht begreifen, wie man im feindlichen Feuer schlafen könnte, aber ich hielt die Gelegenheit zum Ausruhen für günstig. Bekanntlich ist die Regelung des Schlafes im Felde eine besondere Wissenschaft. Der Soldat muß lernen, zu jeder Zeit, an jedem Ort und in jeder Lage zu schlafen. Wer diese Wissenschaft nicht beherrscht, ist nur bedingt kriegsbrauchbar. Beim Einschlummern war mein letzter Gedanke: Die Franzosen schießen schon so lange, bis etwas passiert. Trotz des Höllenlärms schlief ich vorzüglich. Da erhielt ich plötzlich einen schweren Schlag ins Gesicht, so daß mein Helm wegkollerte und ich zur Seite taumelte. Als ich meinen blutenden Kopf abfühlte, ergab sich, daß mir offenbar der Splitter eines Geschosses den oberen Teil der Nase weggerissen hatte. Eine tiefe Wunde klaffte im Gesicht; das Blut stürzte unaufhörlich unterhalb der Augen heraus. Es dauerte nicht allzulange, so verspürte ich eine leichte Ohnmacht. Nun nahm sich mein prächtiger Bursche Joseph Gößl, der immer tapfer und treu an meiner Seite war, meiner an, zog mich etwas zurück, verband mich notdürftig und schleppte mich mit Hilfe eines Leichtverwundeten nach rückwärts. Mein Kommandeur gab Befehl, mich sofort zur Verbandstelle zu führen. Ich verabschiedete mich recht ungern von ihm und all den Lieben, mit denen ich so schwere Tage zusammen verlebt hatte.

Der Regimentskommandeur nahm meine Meldung auf dem Rückweg entgegen; wie er mir später erzählte, hatte meine schwere Wunde einen besonders gräßlichen Eindruck gemacht. Er gab mir die Hand zum Abschied und ließ mich durch meinen Burschen weiter zurückbringen.

In der Verwundetensammelstelle empfing mich der Arzt meines Bataillons, Oberarzt Dr. Federschmidt, und legte mir den ersten Verband an. Ich war glücklich, in seine Hand zu kommen. Als Mensch und Kamerad hatte ich ihn lieb-

gewonnen, seit wir zusammen ausmarschiert waren; ich wußte, daß es keinen besseren und gewissenhafteren Arzt gab. Als er meine Frage, ob ich mein Augenlicht behalten und wieder geheilt werden könnte, bejahte, legte ich mich beruhigt auf mein Lager und ließ alles weitere ohne Sorge an mich herankommen. Heute weiß ich, daß ich nicht zuletzt seinem hohen ärztlichen Können es verdanke, wenn diese schwere Verwundung ganz ohne Folgen für mich blieb.

Krieg und Kampf war nun zunächst zu Ende für mich; es sah nicht so aus, als ob ich sobald wieder hergestellt werden würde.

Nun hatte ich Zeit, darüber nachzudenken, wie dieser Krieg, den ich so lange ersehnt, in Wirklichkeit gewesen war. Hatte sich das, was man uns im Frieden gelehrt, im Felde bewährt? Hatte ich in den acht Jahren, die ich nun Soldat war, das gelernt, was ich im Kriege brauchte?

Ich glaube diese Frage bedingungslos bejahen zu können. Unsere Friedensschule war ausgezeichnet; unsere Vorschriften vorzüglich. Das Entscheidende aber war, daß die militärische Schule einen kriegerischen Geist geschaffen und Männer erzogen hatte, die zu kämpfen gewillt waren. Der Angriffswille, der dem Soldaten immer und immer wieder eingeimpft worden war, hatte glänzende Früchte getragen.

Ein höherer Truppenführer meines Korps hat einmal auf den Hinweis auf die hohen blutigen Offizierverluste im September 1914 erwidert: „Die Offiziere müssen lernen zu sterben!“ Dieser ganz überflüssigen Mahnung hat es meines Erachtens nicht bedurft; die Offiziere verstanden zu sterben. Hier geschah vielmehr am Anfang des Krieges viel zu viel des Guten. Unsere Infanterie war ganz ausgezeichnet im Angriff; man hätte sie vielmehr eher — Offiziere wie Mannschaften — etwas zurückhalten müssen, um allzu große Opfer zu sparen. Ich legte manche Gedanken damals im September 1914 im Schützengraben schriftlich nieder; denn ich pflegte stets das, was mir weh tat oder mißfiel, zu vermerken, um es zu beachten, wenn ich einmal selbst Anordnungen zu treffen hatte. Manche zornige oder boshafte Notiz, die ich damals als Frontschwein im Graben aufzeichnete, kam mir später als Generalstabsoffizier sehr zu statten. Ich wußte, wie wohl es



dem Führer und dem Mann im vordersten Graben tat, wenn ihn der Kommandeur oder ein Offizier des höheren Stabes auf seiner einsamen Wacht aufsuchte und nach den Wünschen der Truppe fragte; ich hatte ein Verständnis dafür, wenn der Frontoffizier sich über die Befehle von „hinten“ ausschimpfen wollte.

Meine Kriegsbegeisterung hatte freilich durch Dinge, die mir nicht gefallen hatten, keinerlei Einbuße erlitten. Ich war viel zu viel Soldat, um nicht zu wissen, daß es dann, wenn der Soldat einmal nichts mehr zu schimpfen habe, gar nimmer schön „beim Kommiß“ wäre.

Manche Ärzte machten in den nächsten Wochen böse Gesichter. Von Metz kam ich auf meinen Wunsch nach Kaiserslautern. Ein vorzüglicher Chirurg, Dr. Kienscherff, nahm sich meiner an. Dank seiner großen Kunst schritt die Heilung trotz immer wiederkehrender Wundrosen rasch vorwärts. Durch eine hervorragend gelungene Operation erhielt ich Ersatz für die bei Spada verbliebene Nase und konnte, als die Gefahr endlich vorbei war, in das Militär-Krankenhaus Bad Reichenhall überwiesen werden.

Hier lernte ich langsam wieder richtig atmen und erholte mich schnell.

Im April konnte ich bereits — mittlerweile zum Oberleutnant befördert — als genesen dem Ersatzbataillon überwiesen werden.

Da ich keinerlei Bedürfnis hatte, im Ersatztruppenteil mir kriegerische Lorbeeren zu holen, durfte ich auf meine Bitte hin wieder zu meinem lieben Regiment ins Feld. In einem dienstlichen Bericht vom 29. 4. 1916 meldete Oberstleutnant Mieg später darüber an die Brigade: „Aus Briefen, die Oberleutnant Röhm im Januar und Februar 1915 geschrieben hat, erhielt ich Kenntnis von seinem Bestreben, möglichst bald wieder zu seinem Regiment an die Front zu gelangen. Die Schwere der Verwundung machte jedoch immer wieder Nachoperationen nötig.“

Am 17. 4. 1915 konnte ich mich wieder bei meinem verehrten Bataillonskommandeur melden, dem ich neuerdings als Adjutant zugeteilt wurde.

Der Regimentskommandeur empfing mich sehr freundlich. Er war doch recht erfreut, mich so bald wiederzusehen; am 24. 9.

hatte er, als ich auf Wiedersehen sagte, nicht daran gedacht, mich je wieder im Felde zu sehen.

Vom I. Bataillon waren die meisten älteren Freunde noch da. Das Regiment lag noch so ziemlich am gleichen Platz, wo ich es als Verwundeter verlassen hatte.

Der Angriff war seinerzeit nicht mehr weiter vorwärtsgekommen; starke Gegenangriffe waren abgewiesen worden. In ausgebauten Stellungen standen sich jetzt Deutsche und Franzosen gegenüber. Spada war noch in unserer Hand; in der Relaincourt-Mühle, in der ich meinen ersten Verband erhalten hatte, lag eine deutsche Feldwache. Links von uns schloß sich die Stellung des 13. Infanterie-Regiments an, wie unsere am Waldrand angelehnt.

Ein recht einfacher Unterstand im Chanot-Walde stellte die fürstliche Behausung des Bataillons- und Abschnittskommandeurs dar, die ich nun mit ihm teilen sollte. Im allgemeinen war die Stellung, wenigstens augenblicklich, recht ruhig und behaglich. Mein Freund Odo Kellermann, der sich schon im August 1914 dadurch ausgezeichnet hatte, daß er 1 Major, 2 Kapitäne und 250 Mann gefangennahm, und nun mit seinem Regiment in schweren Kämpfen stand, bezeichnete in seinen Briefen unsere Stellung immer als „Landsturmstellung“, was ich eigentlich nicht ernstlich bestreiten konnte. Mein Kommandeur hätte diese Tatsache allerdings entschieden verneint. Er war der Auffassung, daß er an der gefährlichsten Stelle der ganzen Westfront Wacht zu halten hatte. So pflegte er sich abends gegürtet und gestiefelt auf die Pritsche zu legen und war sehr entrüstet, als ich bereits in der ersten Nacht in aller Ruhe mich abends auskleidete. Er schalt und wetterte über meinen frevelhaften Leichtsinn, entschied sich aber in den nächsten Tagen doch, wenigstens die Stiefel auszuziehen und die Pistole abzuschnallen.

Nur wenige Wochen waren vergangen, als mich der Regimentskommandeur zu sich berief und mir die Führung der 10. Kompanie, die in harten Kämpfen im Ailly-Wald schwer gelitten hatte, mit der Weisung übertrug, aus dem stark erschütterten Verband wieder eine gute Kompanie zu machen.

Mit Freude und Stolz übernahm ich am 2. 6. 1915 diesen ehrenvollen Auftrag.



## 8. Führer der 10. Kompanie.

Das Jahr der Kompanieführung ist das schönste meines soldatischen Lebens gewesen.

Keine dankbarere Aufgabe kann es geben, als im Krieg der Führer einer Kompanie zu sein.

Das Schicksal schlingt ein enges Band um diese soldatische Familie; einer fühlt sich dem andern eng verbunden, Freude und Leid treffen alle gemeinsam. Nur der Führer trägt die ganze Verantwortung für jeden der Gemeinschaft. Das ist schön und herrlich. Freilich muß der Führer erst das Vertrauen seiner Leute gewinnen. Wenn er es aber hat, so gehören ihm alle Herzen. Dann weiß er auch, daß er sich auf jeden einzelnen verlassen kann. Alles folgt ihm, selbst in den Tod. Nicht als ob ein höherer Führer weniger Verantwortung für seine Gefolgschaft trüge; das unmittelbare Verhältnis vom Führer zum Soldaten, die enge, unlösliche Verbundenheit ist es, die den Beruf des Kompanieführers so weit über alle anderen heraushebt, ihm das besondere Gepräge der wahren soldatischen Kameradschaft verleiht.

Der erste Eindruck, als ich die Kompanie übernahm, war nicht gerade erfreulich. Vor mir stand das fast typische Bild einer abgekämpften, ermüdeten und etwas verdrossenen Truppe. Weder die älteren noch die jüngeren Unteroffiziere — Offiziere hatte die Kompanie keine mehr — hoben sich von diesem Gesamtbilde merklich ab.

Um so dankbarer erschien mir meine Aufgabe. Ich gelobte mir, des Vertrauens meines Regimentskommandeurs mich würdig zu erweisen und aus dieser Kompanie die beste des Regiments zu machen. Daß mir dies in wenigen Monaten gelang und sich die Kompanie im ganzen Regiment die Anerkennung als „Gardekompanie des Königsregiments“ erzwang, ist mein Stolz. Ich danke es allen den prächtigen Unteroffizieren und Mannschaften, die mit mir damals in der Front standen.

Vor allem muß ich hier meines lieben Feldwebels Michael Weber gedenken. Ich kannte ihn schon von der Aspirantenschule her als braven und tüchtigen Soldaten und freute mich herzlich, ihn an dieser Stelle wiederzufinden. Alle Anordnungen führte er gewissenhaft aus; für alle meine Anregungen war er

empfänglich: ich hatte in ihm einen unbedingt zuverlässigen, treuen und gewissenhaften Mitarbeiter, der bald auch das Vertrauen eines jeden einzelnen Mannes der Kompanie besaß.

Die Kompanie lag zwei Tage in Ruhe, zwei Tage in Bereitschaft und zwei Tage in Stellung.

Die verhältnismäßige Ruhe an der Front gestattete es mir, den inneren Dienst, die Erziehung und Ausbildung der Kompanie fast wie im Frieden durchzuführen.

In den Baracken rückwärts wie in den Unterständen in der Bereitschaft und in der Stellung mußte peinlichste Ordnung und Reinlichkeit herrschen; Bekleidung und Ausrüstung wurde in ständig wiederkehrenden Appellen geprüft und ergänzt.

Viel habe ich darauf gehalten, dem Offizier und Mann stets ausreichende Zeit zu voller Ruhe zu geben. Nichts ist schädigender für den Geist und die Schlagfertigkeit einer Truppe, als wenn man sie in der notwendigen Ruhe kürzt oder belästigt. Wer im Felde zu wachen hat, wacht auch für die anderen und hat seinen Kopf verwirkt, wenn er nicht pflichtgemäß Wache hält; wer aber dienstfrei ist, soll rasten und darf nicht gestört werden.

Der Verpflegung galt mein besonderes Augenmerk. Verpflegsunteroffiziere und Köche sind im Kriege mit die wichtigsten Persönlichkeiten. Da die Mahlzeiten täglich entweder von mir oder von einem der Zugführer geprüft und bei der Abgabe überwacht wurden, konnten Klagen über ungenügende oder schlechte Kost von der Mannschaft überhaupt nicht kommen, ohne daß ich es vorher erfahren mußte.

Ein wesentlicher Teil der zwei Ruhetage galt der Gesundheitspflege, insbesondere der Körper- und Fußpflege. Mit kranken Soldaten und mit fußkranken Infanteristen kann man keinen Krieg führen.

Der Briefverkehr in die Heimat mußte befehlsgemäß überwacht werden.

Die Notwendigkeit und Zweckmäßigkeit dieser Einrichtung ist sehr bestritten worden. Geschwätzt wurde ja leider meist an anderer Stelle. In der Etappe wußte jede Französin eher, wann angegriffen werden sollte, als der zum Angriff bereitgestellte deutsche Frontsoldat. Und angenehm ist es für den Soldaten jedenfalls nicht, wenn jedes Wort, das er heimschreibt, vorher von seinem Vorgesetzten gelesen wird. Ich habe



das Gute aus dieser Maßregel herauszugreifen versucht: die Prüfung der Briefe übernahm ich selbst, um mich über Leid und Freud' meiner Leute zu unterrichten. Das wußten meine Soldaten, und allmählich, als ich ihr Vertrauen erworben hatte, haben sie sich keinerlei Zwang mehr auferlegt. Besonders Schlaue haben dann diesen Weg auch benutzt, um mir etwas hinzureiben, was sie mir nicht persönlich sagen wollten, z. B.: daß sie jetzt dringend einen Urlaub zum Besuch ihres Mädchens bräuchten und dergleichen. Die Durchsicht der Briefe gab mir so Gelegenheit, die Wünsche meiner Leute kennenzulernen; manche konnte ich dann auch erfüllen. Auch über die allgemeine Stimmung war ich unterrichtet und erhielt Einblick in die Familienverhältnisse. An der Hand solcher Kenntnisse konnte ich dann mit dem einzelnen von Mann zu Mann sprechen und ihm da und dort mit Rat und Tat an die Hand gehen. Nichts fördert das Vertrauen des Geführten zum Führer mehr, als wenn er fühlt und weiß, daß sein Vorgesetzter seine Aufgabe nicht nur darin erschöpft sieht, ihn als Instrument des Kampfes zu benutzen, sondern daß er sich auch um sein persönliches Wohl und Wehe, seine Sorgen und Familienangelegenheiten, kümmert. Der Soldat ist dankbar, wenn er mit seinem Führer wie mit einem älteren Kameraden so sprechen kann, wie es ihm ums Herz ist.

Die Hälfte der Ruhezeit, d. h. ein voller Tag, war der militärischen Ausbildung gewidmet. Hier stand ich auf dem Standpunkt, daß ich das, was im Frieden drillmäßig gefordert wurde, in der Vollendung erreichen mußte, von der Überzeugung ausgehend, daß ein guter Exerzierer auch im Gefecht seinen Mann stellt. Dann mußte ich mir erst Offiziere heranbilden, da ich bei der Übernahme keine hatte. In verhältnismäßig kurzer Zeit gingen sieben Offiziere aus meiner Kompanie hervor.

Der besten und treuesten einer, der mich bis zum Schluß des Krieges und dann während der Unruhen in der Heimat in mannigfacher Verwendung begleitete, war der Altdorfer Hauptlehrer Robert Bergmann, ein Mann vom Scheitel bis zur Sohle. Er war klug und energisch, verstand etwas vom Handwerk und hielt sich schneidig und tapfer im Gefecht. Die Leute wußte er zu behandeln und sorgte für sie wie ein Vater.

Dem persönlichen Verhalten des Offiziers habe ich stets eine

besondere Wichtigkeit beigemessen. Auch glaube ich damit gute Erfolge erzielt zu haben.

Der Stand der Offiziere muß der erste Stand in einem Wehrstaat sein.

Er war der erste im kaiserlichen Deutschland und ist — im ganzen gesehen — seiner hohen Aufgabe gerecht geworden.

Die Presse der Vorkämpfer eines Reiches in Schönheit, Würde und sinnloser Gleichheit hat stets darüber geklagt, daß das Offizierkorps sich aus den ersten Gesellschaftskreisen, insbesondere dem Adel, bevorzugt ergänzt.

Der Soldat der Front hat darüber keine Klage geführt. Denn er konnte die dem Laien freilich unverständliche Erfahrung machen, daß diese Offiziere seinem Fühlen meist viel näher standen als jene, die aus seinen Kreisen hervorgegangen waren. Während letztere vielfach bestrebt sind, durch Schroffheit sich den Abstand von ihren Untergegebenen zu sichern, fällt den durch Geburt und Erziehung zum Führer Berufenen die Autorität von selbst zu. Auch der Adel hat im Kriege seine Pflicht und Schuldigkeit in vollem Maße erfüllt.

In und nach der Revolution hat er leider in großer Zahl — nicht minder wie das Bürgertum — seine Führerstellung kampflos preisgegeben. Ob er sie mit seinen Trägern je wieder erringen kann, wird ausschließlich von seinem Einsatz in der vordersten politischen Kampffront abhängen.

Von meinen braven Unteroffizieren und Mannschaften kann ich leider nicht alle aufzählen, die dauernden Gedenkens wert wären. An fast jeden knüpfen sich Erinnerungen zu irgendeinem Zeitpunkt des wechselnden Stellungskampfes. Manche haben ihr Leben eingesetzt und geopfert in kühnem Patrouillenvorstoß; viele andere sind in den blutigen Kämpfen vor Verdun gefallen oder verwundet worden.

Wenige Wochen, nachdem ich die Kompagnie übernommen hatte, war sie in ihrer soldatischen Art so gefördert, daß es eine Freude war, mit ihr zu arbeiten. Insbesondere war ich darauf bedacht, die Stellung der Unteroffiziere zu heben und zu festigen.

Die Unterführer müssen die gleiche Achtung und den gleichen Gehorsam finden wie die oberen Führer. Der Befehl des unteroffizierdiensttuenden Gefreiten gilt nicht weniger als der des Offiziers. Ich hätte im Gegenteil Verstöße gegen die



unteren Führer strenger geahndet als die gegen höhere. Man kann von niemandem größere Pflichten und höhere Verantwortung fordern, wenn man ihm nicht gleichzeitig höhere Rechte zubilligt. Die vielfache Übung im Feld, daß die Unteroffiziere mit dem Mann gleich behandelt wurden, hat das innere Gefüge der Truppe schwer gefährdet. Der Mittler zwischen dem Offizier, der vielfach gewechselt hat, und dem Mann fiel aus; dem Offizier, der es nicht verstand, sich durchzusetzen, stand eine Einheitsfront der Unteroffiziere und Mannschaften gegenüber. In der „Revolution" hat sich das bitter gerächt. Man war erstaunt, im Interessenstreit zwischen Offizier und Mann die Unteroffiziere oft an der Seite des Mannes zu sehen. Und doch konnte es eigentlich gar nicht anders sein.

Im Jahre 1915 ließ ich eine „Denkschrift über Besserstellung der aktiven Unteroffiziere" von einem meiner ältesten und besten Unteroffiziere ausarbeiten, in der die Wünsche und Sorgen dieser Männer zum Ausdruck kamen. Sie zielte zunächst auf eine dienstgradmäßige Besserstellung, d. h. Hebung ihres Standes und ihrer Achtung, demnächst auf eine wirtschaftliche Förderung, um ihnen und ihren Angehörigen ein hinreichendes Auskommen zu sichern. Die Brauchbarkeit und die Tapferkeit im Felde muß meines Erachtens letzten Endes im Kriege alles entscheiden. Zeichnet sich ein Unteroffizier durch hervorragende Tapferkeit aus und vermag er eine Truppe zu führen, dann soll er Offizier werden können. Diese Männer stören die Einheitlichkeit des Offizierkorps nicht. Eine Beförderung nach dem Kriege oder beim Ausscheiden nützt weder dem Heer noch dem Unteroffizier.

Die Ernennung der ausgeschiedenen aktiven Unteroffiziere zu Feldwebelleutnanten statt zu Leutnanten war wohl eine der unbefriedigendsten Maßnahmen, die in der Zukunft hoffentlich nicht wiederkehrt.

Die vordere Linie und die rückwärtigen Stellungen wurden mit der Zeit durch Anlage betonierter Unterstände und Schützengräben zu einer Art Festung ausgebaut.

Die feindlichen Gräben waren etwa einen Kilometer entfernt. Mir kam es darauf an, das Vorfeld zu beherrschen und dem Gegner das Gesetz des Handelns vorzuschreiben. Das gelang durch einen planmäßig aufgebauten Patrouillendienst.

## 9. Verdun.

Im Frühjahr 1916 tönte Kanonendonner von Verdun zu unseren Stellungen herüber. An den Fronten regte es sich mehr und mehr, man munkelte von baldiger Ablösung und Abtransport zu entscheidenden Kämpfen.

Das Regiment König befand sich in glänzender Verfassung. Die Kompanien waren voll aufgefüllt, bestens ausgebildet, kampferprobt und tatbereit. An der Spitze stand ein Kommandeur, dem der letzte Infanterist bedingungsloses Vertrauen entgegenbrachte.

Eines Tages stand das Regiment nach kurzem Bahntransport, wenig Ruhe und schweigendem Vormarsch in der Gegend von Romagne versammelt, um in die Sturmausgangsstellungen neben dem Infanterie-Leib-Regiment vorzurücken. Major Trautmann, der Generalstabsoffizier der 1. Division, gab den versammelten Kompanieführern des Regiments in knapper und klarer Form Lage und Auftrag bekannt: dem Regiment König oblag, die Panzerfeste Thiaumont im Sturm zu nehmen. Anschließend daran teilten dann der Regimentskommandeur und die Bataillonskommandeure den Kompanieführern ihre Aufgaben zu. Vom III. Bataillon wurden die 10. und 11. Kompanie als vordere Sturmtruppe bestimmt. Noch einmal konnten wir Offiziere des Regiments kurz beisammen sein und uns die Hände reichen. Viele liebe Kameraden aus langer Friedenszeit sollten wir das letzte Mal sprechen!

Auf dem Marsch zur Stellung nahm ich noch einmal mit kaum unterdrückter Rührung den Parademarsch meiner Kompanie ab und sah allen den lieben Leuten ins Auge. Die wußten, daß es nun galt, das, was sie in Jahresfrist gelernt, zu zeigen. Begeistert und doch ernst zogen wir hinaus; wir fühlten und wußten, daß die uns gestellte Aufgabe schwer war und ohne Blut nicht gelöst werden konnte.

In der Nacht lösten wir die schwachen Reste des Kgl. Bayer. 1. Infanterie-Regiments „König" in der vordersten Stellung ab. Den Tag über blieben wir in der Stellung und trafen die letzten Vorbereitungen zum Sturm, der für den Morgen des 23. 6. 1916 angesetzt war. Unsere Artillerie hatte mittlerweile ein bisher unerhörtes Feuer auf den Feind eröffnet, das



sich von Stunde zu Stunde steigerte und schließlich zum Orkan anwuchs.

Pünktlich um 8 Uhr früh erhob sich aus den deutschen Gräben eine Mauer, die unaufhaltsam vorwärts drang.

Der Feind schrieb damals über den Sturm des Regiments: „Ein Offizier, der an den letzten Kämpfen bei Verdun teilnahm, versichert, daß kein Mensch imstande sei, sich die einzelnen Szenen vorzustellen, als die deutschen Heeresmassen in tiefen Formationen vorwärts drangen, während die fürchterlichste Kanonade, die es je auf der Welt gab, unaufhörlich Wolkenbrüche von glühendem Blei über die Kämpfenden ergoß." (Politiken-Meldung aus Paris.)

Hervé erklärte, „daß durch den Tigersprung der Deutschen Verdun mehr denn je bedroht sei."

Genfer Berichte von der Front besagen, daß „die Wut des deutschen Infanteriesturms am Freitag jede menschliche Vorstellung übersteigend" gewesen sei.

Intransigeant schreibt: „Unsere Soldaten müssen, Wut im Herzen, einer brutalen Gewalt weichen, die noch zermalmender ist als unsere übermenschliche Widerstandskraft."

So stürmte das Kgl. Bayer. 10. Infanterie-Regiment König am 23. Juni 1916.

Das ungestüme Vorwärtsdringen und der wechselnd starke Widerstand des Feindes hatte meine Kompanie auseinandergerissen, Teile anderer Kompanien schoben sich dazwischen. An meiner Seite blieben ständig mein tapferer Leutnant Bergmann, der kühne und entschlossene Unteroffizier Häßler und mein ebenso verwegener wie getreuer Bursche Gößl. Mit meinen Begleitern blieb eine kleine Gruppe stets unmittelbar bei mir.

Der Sturm der Kompanie ging schnellstens vorwärts, unter der heftigen feindlichen Gegenwirkung, freilich mit fühlbaren Verlusten. Der Feind, der teilweise erbitterten Widerstand leistete, wurde mit Handgranaten vernichtet oder sonst niedergemacht, der größte Teil gefangengenommen und nach rückwärts gesandt. Einen Aufenthalt gab es für die 10. und 11. Kompanie, von der ich gleichfalls die nächsten Teile unter mein Kommando genommen hatte, nicht. Gruppen der 10. Kompanie beteiligten sich am Sturm auf das Panzerwerk, mit dem größeren Teile ging ich am Werk vorbei und nahm die süd-

lichen Gräben und Schanzen. Dabei wurden von Leuten der 10. und 11. Kompanie auch mehrere Maschinengewehre erbeutet, für deren Bergung aber keine Zeit und Leute vorhanden waren.

Südlich des Werkes Thiaumont legte ich dann einen kurzen Halt ein, um die Verbände soweit als möglich zu ordnen, zog die Teile des III. Bataillons zusammen und nahm Fühlung und Rücksprache mit Hauptmann Lehr, dem Führer von II/10, der mit seinem Bataillon links Anschluß hatte. An einem Wegkreuz traf ich kurz Oberleutnant Liebing, der mich freudig begrüßte. Ich war beim Regiment schon totgesagt gewesen; um so herzlicher schüttelten wir uns die Hand.

Nach einigen Minuten setzte ich den Sturm fort.

Ich beschloß nun, die I-Werke, die sich auf der Kalten Erde vom Werk Thiaumont in südlicher Richtung gegen das Werk Kalte Erde (Froide-Terre) hinziehen und die noch vollkommen unversehrt waren, anzugreifen und auszuräumen, da aus diesen Werken, die in der Flanke des Sturms lagen, noch heftiges Feuer uns große Verluste zufügte. Sämtliche I-Werke fielen in meine Hand, freilich wieder mit viel blutigen Opfern.

Besonders erheblichen Widerstand suchte das südlichste Werk zu leisten. Meine Umgebung war auf Leutnant Bergmann und etwa 12—15 Mann zusammengeschmolzen. Rechts und links war zunächst kein Anschluß da, da wir offenbar an dieser Stelle zu rasch vorgedrungen waren. Die Besatzung des vollständig unbeschädigten I-Werkes bestand aus 2 Offizieren und 65 Mann und wollte sich nicht ergeben. So umstellten wir das betonierte Werk und holten einzeln die Franzosen daraus hervor, ihnen sofort die Gasmaske vom Gesicht reißend und sie dann zurückschickend. So gelang auch die Räumung dieser letzten kleinen Festung.

Der befehligende französische Kapitän kam auf meinen Zuruf eben heraus, um sich zu ergeben. Da erreichte die deutsche Feuerwalze das Werk, um es zusammenzuschießen. Im Qualm des Feuers und im Dunst des Gases war eine Verbindung nach rückwärts zur Artillerie ausgeschlossen. Die eben gefangengenommenen Franzosen wälzten sich in ihrem Blute. Gleich darauf schlug eine Granate in unmittelbarster Nähe ein. Ich beachtete, obwohl ich einen heftigen Schlag gegen die Brust verspürte, zunächst die Wirkung nicht und fuhr fort, das Werk



vollständig zu säubern. Auch mein braver Bursche war schwer getroffen worden. Rasch ergriff ich ihn und zog ihn in ein nahes Erdloch, wo er geborgen war. So konnte ich ihm entgelten, daß er mir am 24. 9. 1914 das Leben gerettet hatte. Bald darauf fühlte ich plötzlich meine Kräfte erlahmen und sah das Blut aus meinem Waffenrock hervorrieseln. Auch mein getreuer Bergmann war schwer verwundet. Noch manchen andern hatte das Geschick erreicht. Der Rest meiner Truppe, der unverwundet geblieben war, sprang vorwärts und schloß sich einem Teile der 4. Kompagnie an, der dem Fort Kalte Erde zustürmte. Mir blieb nichts übrig, als vorläufig in einem Erdloch Schutz und Ruhe zu suchen, bis die Feuerwelle nach vorwärts gerollt war.

Nach notdürftig angelegtem Verband machte ich mich dann mit meinen verwundeten Kameraden Bergmann und Gößl auf den Rückweg, gestützt auf zwei Leichtverwundete meiner Kompanie und begleitet von einem Trupp gefangener Franzosen. Noch hatten wir manchen Strauß mit feindlichen Nestern zu bestehen, über die die Vorwärtsstürmenden hinweggefegt waren. Kleine Trupps hatten sich im Hintergelände wieder festgesetzt und schossen Meldeläufer und zurückgehende deutsche Verwundete, häufig von rückwärts, nieder.

Obwohl meine Pistole unsere einzige Waffe war, konnten wir viele von ihnen gefangen mit zurückführen.

In der Totenschlucht fanden wir im Laufe des Nachmittags, an einen Hang angelehnt, eine Verbandstelle, die unter schwerem feindlichen Feuer lag. Die einschlagenden Granaten ergriffen manchen verwundeten Soldaten und schleuderten ihn in hohem Bogen in die tiefe Schlucht hinab.

Hier taten deutsche Ärzte selbstlos und rastlos ihre schwere Pflicht. Immer und immer wieder hat mich im Felde und in den Lazaretten nach starker Nervenanspannung eine große Beruhigung erfüllt, wenn mir der helfende Arzt gegenüberstand. Was diese Männer draußen geleistet haben, davon kann nur derjenige, der, wie ich, mehrfach verwundet wurde und ihre Arbeit bewundern lernte, das hohe Lied verkünden. In die Hände vieler deutscher Ärzte bin ich gekommen; stets bin ich vorzüglich behandelt worden und fühlte mich in ihrem Schutze sicher und geborgen. Vielfach wurde ich gar nicht als Offizier erkannt, meine Uniform war zerfetzt, und ich war zu

matt und gleichgültig, um mich als Offizier zu erkennen zu geben. Der deutsche Arzt kannte keinen Unterschied des Ranges und war jedem gleichmäßig Helfer und Kamerad.

Der Geschoßteil war hart an meiner Lunge vorbeigegangen und hatte neben der Schulter meinen Körper wieder verlassen. Nach kurzer Rast und Erquickung konnte ich mit meinen Kameraden und den Franzosen den Rückweg zum Hauptverbandplatz antreten. Der feindliche Geschützkampf war in der Zwischenzeit aus der Erstarrung, in die ihn das deutsche Feuer und Gas gepreßt hatte, erwacht und wuchs zu rasender Stärke an. Man wußte wahrlich nicht, wohin man sich wenden sollte, der ganze Erdball erbebte von den Feuersäulen, die Schlag auf Schlag herniedersausten und zum Himmel loderten. So suchte ich eine kleine Anhöhe mir zum Ziel zu nehmen, hinter der ich vorübergehend Schutz erhoffte. Ich ahnte nicht, daß es die Feuerstellung einer eigenen schweren Batterie war. In dem Augenblick, als wir die Höhe erreicht hatten, wuchtete ein Feuerüberfall auf die Batterie nieder. Wir alle wälzten uns in Blut und Dreck. Erneut schwer getroffen lag ich am Boden und glaubte mich nicht mehr bewegen zu können. Meine beiden Begleiter, die mich unter dem Arm geführt hatten, lagen blutüberströmt über und neben mir. Dem einen war der Kopf weggerissen, dem andern, der noch kurze Zeit mit dem Tode rang, war das halbe Gesicht abgeschnitten. Auch ich zweifelte nicht, nunmehr mit dem Leben abschließen zu müssen. Ich rief meine lieben Kameraden Bergmann und Gößl, die beide erneut schwer getroffen waren, zu mir, um mich von ihnen für immer zu verabschieden. Eine ungeheuere Müdigkeit überkam mich und ich wollte hier mich zum letzten Schlaf rüsten. Aber Bergmann gab mich noch nicht verloren. Immer wieder versuchte er mich hochzurütteln und forderte mich auf, mich noch einige Meter hinter die Höhe zu schleppen. Ich machte den Versuch, der mißlang, und hieß ihn, mich in Ruhe zu lassen und zurückzugehen. Er aber blieb. Auf sein Zureden und Bitten hin versuchte ich es wieder und immer wieder, bis es schließlich mit Aufbietung meiner letzten Kraft und Willensstärke wirklich gelang. In einem Laufgraben der Artilleriestellung sprang ein Arzt zu mir vor, der, wenigstens notdürftig, das aus zwölf Löchern quellende Blut zu unterbinden vermochte. Mit übermenschlicher Anstrengung schleppte ich mich noch, von Bergmann und Gößl geführt, einen Verbindungsgraben entlang, einige hundert Meter zurück. Dann verließen mich meine Kräfte und ich sank zusammen. Als ich, wohl nach Stunden, die Augen wieder aufschlug, lag ich weit rückwärts in einer Wiese auf einer Tragbahre. Von treuen Kameraden und Krankenwärtern, die mein Lebensretter Bergmann ausgeschickt hatte, war ich nachts zurückgetragen worden.



Die Feldbahn führte mich dann in das Feldlazarett von Romagne.

Ich war gerettet.

Noch heute bewahre ich als Erinnerungsstück den Rock auf, den mir der Arzt damals übergab, an dem nur wenige ganze Stücke mehr hingen. Es war ein einziger Fetzen, blutgetränkt und zerrissen.

Mein Feldwebel Weber und viele meiner Kameraden waren bald zur Stelle, um mich im Krankenbett zu begrüßen. Ich hörte von dem prachtvollen Sieg, den unser ruhmreiches Regiment errungen hatte. Unendliche Opfer hatte der Erfolg freilich gekostet. Fast alle Kompanieführer waren ausgefallen; viele der Besten, wie der tapfere Sonntag und der brave Mantel, hatten ihr Leben darangegeben. Die beiden lieben Kameraden hatten ihren Tod vor Augen gesehen. In besonders herzlicher und ergreifender Weise hatten sie sich beim Vormarsch für immer von mir verabschiedet.

Ich blutete aus vielen Wunden und war stark geschwächt; aber ich fühlte mich voll Stolz, daß ich dabei gewesen war. Der 23. Juni, der schönste Siegestag des Regiments, ist auch der stolzeste Tag meines Lebens.

Unmittelbar vor dem Antreten zum Sturm hatte mir eine Ordonnanz auf einer Meldekarte mit Grüßen meines Regiments- und meines Bataillonskommandeurs die Mitteilung von der Verleihung des E.K. I gebracht. Im Lazarett erhielt ich die Auszeichnung zugesandt mit dem Korps-Tagesbefehl vom 20. 6. 1916:

> Im Namen Seiner Majestät des Deutschen Kaisers verleihe ich das E.K. I dem Oberleutnant Röhm, 10. Infanterie-Regiment König, in Anerkennung seiner seit Beginn des Krieges bei allen Gelegenheiten bewiesenen hervorragenden Tatkraft und Tapferkeit.
>
> gez. Freiherr von Gebsattel.

Der Stolz auf diese Auszeichnung ließ mich alle Wunden und Schmerzen vergessen. In gleicher Weise stimmten mich die anerkennenden Befehle aller Vorgesetzten zum Tag von Thiaumont zu freudiger Genugtuung. Zwei davon greife ich hier heraus:

Der Tagesbericht der Obersten Heeresleitung lautete:

> Rechts der Maas brachen unsere Truppen, an der Spitze das 10. Bayer. Infanterie-Regiment König und das Bayer. Infanterie-Leib-Regiment, nach wirksamer Feuervorbereitung auf dem Höhenrücken Kalte Erde und östlich davon zum Angriff vor, stürmten über das Panzerwerk Thiaumont, das genommen wurde, hinaus, eroberten den größten Teil des Dorfes Fleury und gewannen auch südlich der Feste Vaux Gelände. Bisher sind an die Sammelstellen 2673 Gefangene, darunter 60 Offiziere, eingeliefert.

Seine Majestät der König drahtete an den Oberst Mieg:

> Hocherfreut über den großen Erfolg, den Mein ältestes Regiment unter Ihrer trefflichen Führung errungen hat, beglückwünsche ich Sie und das Regiment.
>
> Stolz auf meine tapferen und braven Truppen, spreche ich Ihnen und allen Angehörigen des Regiments Meine Anerkennung und Meinen Dank aus.
>
> Ludwig.

Oberst Mieg hatte sich durch überragende Tapferkeit in den Sturm- und Kampftagen des Regiments ganz besonders ausgezeichnet. Er war wahrhaft der Turm in der Schlacht. Seine Majestät zeichnete ihn dafür durch den Kgl. Militär-Max-Joseph-Orden aus. Keinem Würdigeren ist er zugefallen.

Auch für mich wurde später durch Kapitelbeschluß des Ordens die Aufnahme in den Militär-Max-Joseph-Orden gutgeheißen. Ein guter Freund im Kriegsministerium hatte mir daraufhin, als ich schon längst wieder im Felde stand, ein Glückwunschtelegramm übersandt, da nach der ständigen Übung die Entscheidung des Ordenskapitels stets die Bestätigung durch Seine Majestät den König gefunden hatte. Recht wenig erfreut war ich daher, als mir das Generalkommando folgende Mitteilung des Ordens übersandte:

> „Gemäß Allerhöchster Entschließung vom 8. Januar 1918 haben Seine Majestät der König dem gutachtlichen



> Kapitelbeschluß über das Gesuch des Oberleutnants Ernst Röhm, Kompagnieführer im 10. Infanterie-Regiment, um Aufnahme in den Königlichen Militär-Max-Joseph-Orden die Bestätigung zu versagen geruht.
>
> gez. von Hellingrath."

Wie ich auf Erkundigung später erfuhr, hatte das Kriegsministerium dem König gerade zu der Zeit, als meine Auszeichnung in Frage kam, aus finanziellen Gründen eine Einschränkung der Ordensverleihung vorgeschlagen. Die Sperre dauerte nur ganz kurze Zeit, und ich glaube, ich bin einer der wenigen, die davon betroffen wurden. Nachher wurde wieder frisch und fröhlich weiterverliehen. Geärgert hat es mich natürlich sehr. Als biederer Frontoffizier habe ich mich dann eben mit den drei Grundauszeichnungen, Bayer. Militär-Verdienst-IV. Klasse mit Krone und Schwertern, E.K. I und II, zufrieden geben müssen. Nachher habe ich darüber nicht mehr getrauert. Denn je mehr Orden einer hatte, desto mehr kam er später in den Verdacht, recht weit hinten gekämpft zu haben. Schon im Jahre 1915 hat ein schönes Gedicht „Die Ordensverteilung" in den Schützengräben die Runde gemacht, dessen Moral am Ende lautete:

„von vorn da kommt der Kugelregen,
von hinten aber der Ordenssegen."

In der Front wurde das Gedicht viel belacht. Es war schon ein rechter Unfug, daß die Auszeichnungen zunächst vielfach bei den Stäben hängen blieben. Bis ich als Kompanieführer zu meinem E.K. I kam, zu dem mich der Regimentskommandeur immer wieder vorschlug, mußten erst alle möglichen Referenten des Generalkommandos damit geziert sein. Wenn auch das Patent, wie man gerechte Auszeichnungen verteilen soll, immer noch nicht gefunden sein wird, so hat sich doch gerade auf diesem Gebiete der Bürokratismus, so gut er es fertig brachte, daneben gesetzt.

## 10. Kriegslazarettaufenthalt — Adjutant im Kriegsministerium.

Im Lazarett in Romagne wußte ich nicht, wie ich meinen überall durchlöcherten Leib legen sollte. Der Arzt nannte mich den armen Lazarus; er hatte immer eine ganz ausgiebige

körperliche Arbeit hinter sich, wenn er nach dem Wechseln der verschiedenen Verbände mein Bett verließ.

Von hier kam ich über Montmédy-Frankfurt a. M. nach München.

Dort fand ich Aufnahme im Reservelazarett „Kriegsschule", wo mich Dr. Krecke in liebevolle Pflege nahm. Ich war ein braver und folgsamer Patient und wurde daher auch von ihm belobt. Die Heilung ging trefflich von statten. Was an meiner Nase, die von der ersten Verwundung 1914 her noch etwas in Unordnung war, noch instandgesetzt werden mußte, das übernahm Oberstabsarzt Dr. Haslauer in ärztlich sorgfältigster und kameradschaftlich freundwilliger Arbeit. In den Räumen des Gebäudes, wo ich 1907 geistig zum Soldaten erzogen wurde, wurde nun körperlich wieder aus mir ein Soldat gemacht.

Als ich mich einigermaßen wieder rühren und mit zwei Stöcken langsam fortbewegen konnte, wurde ich, weil ich „so brav" war, nach Hohenaschau verlegt in das Lazarett, das der Fürsorge der Familie von Cramer-Klett so ziemlich alles verdankte. Wie durch ein Wunder, so rasch schritt dort meine Heilung fort. Das gute Herz und die offene Hand der fürsorglichen Gastgeber wurde freilich von manchen Herren recht mißbraucht; einigen gefiel der Aufenthalt in dem schönen Hohenaschau so gut, daß sie gar nicht mehr weggehen wollten. Das hat mich dann eigentlich veranlaßt, früher, als es der Arzt guthieß, Aschau zu verlassen und mich in München bei meinen Eltern auszuheilen.

Nebenbei hoffte ich, in meiner Genesungszeit bei einer Münchener Kommandobehörde mich irgendwie nützlich machen zu können. Nur zum Ersatzbataillon wollte ich unter gar keinen Umständen. Ich hatte dagegen einen ausgesprochenen Widerwillen. Und zwar vom Feldregiment her, wo ich die Früchte der Erziehung und Ausbildung der Ersatztruppe zugewiesen erhielt.

Meines Erachtens war die ganze Organisation für länger dauernde Kriegshandlungen verfehlt. Das Ersatzbataillon mußte dem Feldregiment unterstehen. Der Feldkommandeur mußte in der Lage sein, seinen Einfluß auf die Tätigkeit des Ersatzbataillons geltend zu machen. Insbesondere hätte er über die Offiziere Verfügungsrecht haben müssen. Dann wäre manchem



„Unentbehrlichen" der Nachweis seiner Unabkömmlichkeit mißlungen. In den Ersatzbataillonen geschah das, was die Heimkrieger für gut fanden. Den Feldoffizieren war der Betrieb meist so verleidet, daß sie schleunigst wieder zu ihrem Fronttruppenteil zurückeilten. Ausnahmen, wie sie gerade zeitweise im Ersatzbataillon 10. Infanterie-Regiments bestanden, ändern nichts an dieser Tatsache. Vor allem aber verstanden sich die Kompanieführer, die meist nur kurze Zeit oder überhaupt nicht an der Front waren, gar nicht auf die Seele des Kämpfers. Sicherlich war es eine oft vermeidbare Härte, wenn Frontsoldaten, die wieder zu ihrem Truppenteil ins Feld wollten, wahllos anderen Feldformationen zugewiesen wurden. Was hier durch falsche Behandlung für Schaden angerichtet wurde, dafür gab mir ein Besuch in meiner Garnisonstadt, den ich nach meiner Genesung unternahm, einen offenkundigen Beweis. Ich fragte in den Kasernen nach Leuten meiner Kompanie und erfuhr dabei, daß gegen einen Mann meiner Feldkompanie ein Verfahren wegen Fahnenflucht eingeleitet worden sei. Da ich den Mann von draußen her als einen meiner Bravsten kannte — er war bei allen Patrouillen als Freiwilliger vorne dran gewesen — suchte ich ihn gleich auf. Er erzählte mir seinen Leidensweg seit seiner Verwundung im Feld und von seinem Bestreben, wieder zu seiner alten Kompanie hinauszukommen. Da ihm einige Vorgesetzte, natürlich Heimkrieger, nicht grün waren, wurde er ausgerechnet zu einem ganz fremden Regiment eingeteilt. Daraufhin entzog er sich dieser Abstellung. Unter Tränen bat er mich, ich sollte mich für ihn einsetzen und ihn wieder zu seinem Regiment ins Feld bringen. Ich konnte ihm erfreulicherweise helfen. Draußen hat er wieder ganz seinen Mann gestellt. Ein Fall von vielen. Frontoffiziere werden ein Lied singen können, was ihnen durch die Arbeitsweise der Ersatztruppenteile für Ungemach erwachsen ist. Deshalb vermied ich das Ersatzbataillon und meldete mich im Kriegsministerium zur Verwendung.

Der Sektionschef Oberst Koller nahm mich vorläufig persönlich in seine Abteilung und weihte mich in die Geheimnisse des Kriegsministerialdienstes ein. Kurze Zeit darauf entschloß sich der Chef der Armeeabteilung, Oberstleutnant Freiherr Gustav Kreß von Kressenstein, einen Adjutanten sich zur Seite zu stellen und wählte mich dazu aus.

Freiherr von Kreß war wohl einer der befähigtsten Offiziere der Kgl. Armee und besaß ein überragendes und umfassendes Wissen auf allen Gebieten, die irgendwie mit dem Heer zusammenhingen. Dieser Offizier war an seiner Stelle eigentlich zunächst wirklich unersetzlich. Nach vorübergehenden Verwendungen an der Front, die er erbeten hatte, mußte er immer wieder zurückgeholt werden. Dabei verfügte er über eine nie versagende Arbeitskraft. Er kam frühzeitig morgens ins Büro, das er mit nur kurzer Mittagsunterbrechung spät in der Nacht erst verließ. So lernte ich erst bei ihm richtig arbeiten. Dem Kriegsminister Freiherrn von Kreß stand er nicht nur verwandtschaftlich nahe; er war sein nächster Berater. Keine wesentliche Entscheidung wurde getroffen, ohne ihn zu hören.

Auch der Bayer. Kriegsminister war eine ganze Persönlichkeit. Ich lernte diesen kleinen, klugen und energischen Mann hochschätzen. Was er im Krieg an der Spitze des wichtigsten bayerischen Ministeriums für seine engere Heimat und für das ganze deutsche Vaterland geleistet hat, können nur die wenigen Eingeweihten ermessen, die ihm nahegestanden sind. Daß Seine Majestät der König gelegentlich von Unstimmigkeiten zwischen dem Kriegsminister und dem Minister des Inneren sich bewegen ließ, den unbequemen Mann, der nicht zuletzt deshalb, weil er Protestant war, manchen maßgebenden bayerischen Kreisen nicht genehm war, ziehen zu lassen, war ein tragisches Verhängnis, das am 7. November 1918 sich bitter gerächt hat. Der Kriegsminister Freiherr von Kreß, dessen bin ich gewiß, hätte nicht kampflos der roten Meute das Feld geräumt. Ich persönlich bin der Überzeugung, daß am Tage seiner Entlassung der Keim zum Umsturz gelegt wurde, daß er überhaupt in Bayern erst dadurch ermöglicht wurde. Viel zu wenigen ist die Bedeutung dieses Ereignisses damals klar geworden. Über die Wissenden drangen ja die Dinge, wie sie sich tatsächlich abgespielt hatten, nicht hinaus, und die große Allgemeinheit hatte viel zu sehr mit den eigenen Sorgen und Nöten zu kämpfen. Zudem besprach die Presse, die ja unter der Zensur des Kriegsministeriums stand, nur kurz die Tatsache.

Die Armeeabteilung war die wichtigste Abteilung des Kriegsministeriums. Neben dem gesamten Generalstabsdienst fielen in den Dienstkreis der Abteilung alle allgemeinen Heeres- und Dienstangelegenheiten und die sämtlichen Truppenangelegenheiten aller Waffen. Alle Fäden, die das Frontheer mit der heimatlichen Zentralstelle verbanden, liefen hier zusammen. Mit dem Großen Hauptquartier und den übrigen Kriegsministerien, insbesondere dem tonangebenden Kgl. Preußischen, stand die Armeeabteilung in dauernder Verbindung. Dadurch, daß ein einheitliches Kriegsministerium des Reiches fehlte, war leider viel unnütze Doppelarbeit zu leisten.

Auch die Überwachung der politischen Entwicklung oblag dem Chef der Armeeabteilung. Gerade das letztere Arbeitsgebiet, das dem Pressereferat des Oberstleutnants Falkner von Sonnenburg zufiel, erhielt zeitweise entscheidende Bedeutung. Oberstleutnant von Sonnenburg war ein weitgereister und vielerfahrener Offizier, der sich seine besonderen Verbindungen schuf. Es war nicht immer leicht für den Abteilungschef mit diesem etwas eigenwilligen Untergebenen zusammenzuarbeiten. Zudem forderte die Natur dieses Tätigkeitsgebietes rasches Arbeiten und selbständige Entschlüsse.

Die Pressezensur übte Oberstleutnant von Sonnenburg in scharfer, vielfach einseitiger Art aus. Die Wortführer der damaligen nationalen Opposition, insbesondere die Alldeutschen, werden ein Lied davon zu singen wissen. Dies brachte ihn vielfach in Widerspruch und Widerstreit mit den Presseüberwachungsstellen im Großen Hauptquartier und Kgl. Preußischen Kriegsministerium, wobei, wie mir scheinen wollte, der Standpunkt der bayerischen Pressestelle nicht immer erfreulich war. Dagegen fand, aus damals mir noch nicht begreiflichen Gründen, die vielfach aufreizende Sprache der staatsfeindlichen Veröffentlichungen nicht die gebotene Zurückweisung. Dann und wann geschah hier etwas, als ob etwas geschähe. Das wurde dann unter die Formel gebracht, daß die Veröffentlichung geeignet sei, „das Vertrauen auf den Endsieg zu erschüttern". So ist meiner Ansicht nach Oberstleutnant von Sonnenburg durch sein Gewährenlassen staatsfeindlicher, vielfach auch pazifistischer Veröffentlichungen einer der Verantwortlichen an der Entwicklung der Dinge in der Heimat im Jahre 1918. Die Rolle, die er nach dem Novembersturz im Kriegsministerium spielte, lag ganz in der Linie dieser Einstellung.

Die übrigen Sektionen und Referate der Armeeabteilung waren in den Händen erfahrener Fachoffiziere, die alle in

hingebungsvoller Arbeit das Beste taten, um in der Heimat allen Bedürfnissen des Feldheeres gerecht zu werden. Es waren ja auch fast ausschließlich verwundete oder erkrankte Offiziere des Feldheeres, die nur bis zu ihrer Wiederherstellung hier Dienst taten.

Neben meiner Adjutanten-Tätigkeit in der Sichtung, Prüfung und Vorlage der Schriftstücke aller Referenten und der von den übrigen Abteilungen des Ministeriums ausgearbeiteten Aktenstücke oblag mir im besonderen die Bearbeitung der Angelegenheiten, die im Landtag Gegenstand der Aussprache waren, und der persönliche Verkehr mit den Abgeordneten des Bayerischen Landtags. Die mancherlei Klagen, die im langen Verlaufe des Krieges an die Abgeordneten kamen, wurden bei diesen Aussprachen erörtert. Auf diese Weise lernte ich viele Parlamentarier kennen, die nicht alle sympathische Eindrücke bei mir hinterließen. Insbesondere traten einige Prominente des bayerischen Zentrums mit einer Überheblichkeit auf, die zu ihrer persönlichen Bedeutung in einem ungewöhnlichen Mißverhältnis stand.

In der Zeit meiner Tätigkeit als Adjutant der Armeeabteilung habe ich Einblicke gewonnen, wie sie nur wenigen vergönnt waren. Dadurch, daß während dieser Zeit nahezu alle Verfügungen des Kriegsministeriums durch meine Hand gingen, daß alle geheimen Berichte von der Front, insbesondere auch die Berichte des Kgl. Bayer. Militärbevollmächtigten im Großen Hauptquartier, zu meiner Kenntnis gelangten, erfuhr ich von Dingen und Vorgängen, die sonst einem gewöhnlichen sterblichen Infanteriehauptmann — ich war im April 1917 zum Hauptmann befördert worden — verschlossen blieben. Aber ich habe auch gesehen, welche ungeheuere Arbeitskraft von wenigen an entscheidender Stellung Stehenden gefordert wurde und welch hohe Leistungen trotz unsachlicher und kleinlicher Widerstände von Behörden und Körperschaften der Heimat erzielt wurden. Wenn das Frontheer heute mit Recht die Schuld am Zusammenbruch dem Versagen der Heimat zuschreibt, so muß zur Ehre des Kgl. Bayer. Kriegsministeriums gesagt werden, daß es einen Titanenkampf gegen Unverstand und Bosheit der vielfach dem Heere unfreundlich gesinnten Zivilstellen zu bestehen hatte und lange Jahre mit Erfolg bestanden hat.



Militär und Zivil werden im Leben der Völker stets um die Palme des Vorrangs streiten. Der Staat, in dem der Soldat nicht das Vorrecht hat, kann den Frieden nicht erhalten und den Krieg nicht gewinnen.

Im „militaristischen" Deutschland setzte sich im Kriege schließlich der Zylinder gegenüber dem Stahlhelm durch; derweilen beugten sich die „Demokratien" des Westens den Geboten des französischen Oberbefehlshabers **Foch** und des britischen Feldmarschalls **Wilson**, die aus ihrer Geringschätzung für die „Froks" kein Hehl machten, und — erstritten den Sieg.

Im Frühjahr 1917 besuchte mich während seines Heimaturlaubes mein Regimentskamerad Major **Hörauf**. Als 1. Generalstabsoffizier der 12. Bayer. Infanterie-Division hatte er sich in Rumänien einen Namen gemacht. Der Kgl. Militär-Max-Joseph-Orden wurde ihm für seine Taten später zuerkannt. Er erzählte mir von draußen und erweckte meine Sehnsucht, wieder an der Front zu sein. Schließlich forderte er mich auf, solange ich nicht feldverwendungsfähig sei, wenigstens im Stabe der Division ein Kommando anzunehmen. Mit Freuden ging ich darauf ein; Oberstleutnant **von Kreß** machte meine Rückkehr zur Front von der Auffindung eines geeigneten Nachfolgers abhängig. Ich suchte und fand auch bald Ersatz.

Mit ehrender Beurteilung verließ ich Mitte Mai 1917 meinen verehrten Abteilungschef und das von mir geschaffene Arbeitsgebiet.

## 11. Zum drittenmal an die Front.

Zum drittenmal reiste ich nun an die Front. Rumänien war das Land meiner Hoffnung, **Focsani** das Reiseziel.

Da ich noch lange nicht feldverwendungsfähig war, wurde ich als zweiter Ordonnanzoffizier im Stabe der Division eingeteilt und dem Hauptmann **Kieffer**, Generalstabsoffizier und Ib, zugewiesen, bei dem ich viel lernte. In dieser Verwendung blieb ich kurze Zeit und trat dann bald als erster Ordonnanzoffizier zum 1. Generalstabsoffizier Major **Hörauf**.

Focsani war ein liebliches Villenstädtchen mit besonders schönen Quartieren, wie ich sie im Westen nie gesehen hatte. Die Stellungen des 26., 27., 28. Infanterie- und des

22. Feldartillerie-Regiments waren verhältnismäßig gut ausgebaut. Als Divisionskommandeur empfing mich noch Generalleutnant von Huller, an dessen Stelle bald nach meinem Eintreffen bei der Division Generalmajor Freiherr Nagel von Aichberg das Kommando übernahm. Mit ihm trat ein Führer von höchstem Verantwortungsbewußtsein und ritterlichster Gesinnung an die Spitze der Division. Persönlich tapfer und furchtlos, suchte er den Frontsoldaten in der vordersten Linie auf, forschte nach seinen Klagen und Sorgen und versuchte überall persönlich zu fördern und zu helfen. Er lebte nur seiner Division. Auch von seinem Stabe verlangte er restlosen Einsatz zum Wohle der Truppe. In Major Hörauf hatte er hierin den ebenbürtigen Mitarbeiter gefunden. Persönlich habe ich mich bald an den General, den ich immer mehr schätzen und verehren lernte, angeschlossen und genoß sein Vertrauen in hohem Maße.

Etwa zwei Monate war mir Gelegenheit gegeben, während des Stellungskampfes an der Putna und am Sereth die Truppe, ihre Stellungen und ihre Bedürfnisse kennenzulernen. Meist begleitete ich den General von Nagel, der fast täglich irgendeinen Truppenteil seiner Division in der vorderen Linie besuchte; zuweilen ging ich mit Major Hörauf oder allein in die Stellungen und Unterkünfte der Truppen.

Im August 1917 brach die Division östlich und nördlich von Focsani zum Angriff über den Sereth vor. Nach örtlichen Erfolgen kam der Angriff durch Einsatz frischer rumänischer Kräfte zum Stehen. Die Kämpfe steigerten sich zeitweise noch zu großer Heftigkeit, bei denen sich besonders das 26. Infanterie-Regiment vielfach hervortat. Den feindlichen Gegenangriffen blieb der Erfolg jedoch versagt. Dann entspannte sich allmählich die Lage wieder und ging in den gewohnten Stellungskrieg über. Der Divisionsstab kehrte von seiner Gefechtsstelle wieder nach Focsani zurück.

Während der Kämpfe hatte ich als Ordonnanzoffizier Gelegenheit, mich an der ruhigen und sicheren Befehlserteilung des Majors Hörauf zu schulen.

Nach der Versetzung des 2. Generalstabsoffiziers (I b) Major Kieffer übertrug mir General von Nagel dessen Geschäfte; der als Nachfolger Kieffers zur Division versetzte Generalstabsoffizier wurde im Nachrichtendienst (I c) eingeteilt.



Als 2. Generalstabsoffizier (I b) hatte ich ein reiches Tätigkeitsfeld, das mir große Freude machte. Die Regelung des gesamten Nachschubs, die Unterkunft, die Versorgung und Verpflegung, das Sanitäts- und Veterinärwesen, kurz alle Dinge, die das Wohl und Wehe der Truppe angehen, lagen nun in meiner Hand.

Dabei hatte ich treffliche Helfer. Vor allem als Ordonnanzoffizier meinen braven Leutnant Bergmann, den ich mir herangeholt hatte.

Die Zusammenarbeit mit Divisionsarzt und Divisionsveterinär, insbesondere mit dem Feldintendanten Henselt und seinem tüchtigen und praktisch eingestellten Nachfolger Seber und dem gesamten gut geschulten Intendanturpersonal war reibungslos und kameradschaftlich. Auch der junge Wirtschaftsoffizier Weber war seiner Aufgabe ganz gewachsen. Galt es doch, nicht nur für unsere Division, sondern darüber hinaus auch für das übrige kämpfende Heer und für die darbende Heimat den fruchtbaren Boden Rumäniens zu bestellen und zu ernten. In der ruhigen Zeit überwog die Wichtigkeit dieser wirtschaftlichen Nutzung des Landes noch die Aufgaben an der Kampffront. Große Kräfte des kämpfenden Heeres mußten hierzu zurückgezogen werden, fast das gesamte Pferdematerial und die Fahrzeugkolonnen in den Dienst dieser wirtschaftlichen Notwendigkeit gestellt werden. Darüber hinaus zog ich auch die gesamte arbeitsfähige Bevölkerung des Landes zur Mitarbeit heran. Durch die über die einzelnen Ortschaften bestellten Ortskommandanten ließ ich eine Art Volkszählung durchführen, auf Grund deren dann die arbeitsfähigen Männer und Frauen in den Dienst unserer landwirtschaftlichen Arbeit gestellt wurden. Daß die Bevölkerung, die anfangs grinsend zugesehen hatte, wie die braven deutschen Soldaten sich plagen mußten, diese Maßnahmen nicht freudig begrüßte, ist begreiflich. Da ihre eigene Versorgung aber von jener der Deutschen abhängig gemacht wurde, fand sie sich mit der gegebenen Lage bald ab und arbeitete fleißig mit.

An der Wende des Jahres 1917/18 fanden sich die russischen und rumänischen Waffenstillstandsunterhändler in Focsani und Rimmicul-Sarat ein.

Deutsche Reiterei, deutsche und türkische Divisionen, darunter

auch die 12. Bayer. Infanterie-Division, rückten über Braila und Galatz vor.

Dann wurde die Division zur Vorbereitung für ihre Verwendung auf dem westlichen Kriegsschauplatz in der Gegend von Mizil versammelt. Der Aufenthalt diente vor allem der Ausbildung der Truppe und der Schulung in den Kampfarten der Angriffsschlacht nach den Richtlinien, die General Ludendorff dem Heere gegeben hatte.

Am 7. 1. 1918 hielt Generalleutnant Freiherr von Nagel zu Ehren des Geburtsfestes Seiner Majestät des Königs Parade in Mizil ab.

Den 17. 4. 1918 verließ die Division den Boden Rumäniens und rollte dem westlichen Kriegsschauplatz zu.

## 12. Generalstabsoffizier.

Mein Kommandeur hatte mich mittlerweile zur Versetzung in die etatsmäßige 2. Generalstabsstelle der Division beantragt. Seinem Antrag mit besonders lobender Begründung und Beurteilung folgte ohne weitere Prüfung oder Probedienstzeit meine Versetzung in den Generalstab.

Als vorausgesandter Generalstabsoffizier fuhr ich der Division durch Österreich und Deutschland nach Rethel voraus. Auf der Durchreise nahm ich in Wien bei meiner Schwester kurz Aufenthalt. Dort konnte ich sehen, wie unendlich schwer die Bevölkerung dieser Großstadt unter wirtschaftlicher Not litt.

Um Rethel sammelte sich die Division. Die zur Verfügung stehende Zeit wurde zu Übungen benutzt. Der siegreiche Märzangriff hatte neue Erfahrungen gebracht, die nun für die Fortsetzung der Operationen, an denen die Division teilnehmen sollte, fruchtbar ausgewertet wurden.

Die Division war in einem hervorragenden Zustand; voll aufgefüllt, ausgeruht und trefflich ausgerüstet. Die Stimmung war kampfmutig und tatenfroh.

Die Gedanken, die mich damals über den allgemeinen Zustand des Heeres bewegten, habe ich in einer Denkschrift niedergelegt, die ich meinem Divisionskommandeur unterbreitete. Ich füge sie in der Anlage bei (Anlage 1).

Unter Führung ihres verehrten Kommandeurs Generalleutnant Freiherr von Nagel trat die Division den Vormarsch



an. An Stelle des Majors Hörauf, der einem Generalkommando zugeteilt worden war, hatte Hauptmann Max Pflaumer die Geschäfte des 1. Generalstabsoffiziers übernommen.

Die Division rückte im Verband der 7. Armee zunächst über Berry au Bac durch das vollkommen zerstörte Kampfgelände des Märzangriffes über Genicourt in allgemein südlicher Richtung, westlich an Reims vorbei, vor.

Anfangs marschierte die Division als Reserve den vorrückenden Truppen der 1. Linie nach, um dann, als der Vormarsch ins Stocken kam, an entscheidender Stelle plötzlich in die Schlacht geworfen zu werden.

Der Angriff ging glänzend vorwärts; die Regimenter schlugen sich ausgezeichnet.

Die Division hatte auch auf dem westlichen Kriegsschauplatz ihren ungebrochenen Angriffswillen bewiesen.

Die Nachbardivisionen, die schon starke Anstrengungen hinter sich hatten, waren jedoch nicht in der Lage, mitzukommen. So konnte auch der Angriff nicht weiter fortgesetzt werden. Wir lagen ziemlich vereinsamt und verlassen weit vorspringend vor den Nachbartruppen. Besonders fühlbar machte sich der Mangel an Artillerie- und Luftunterstützung. Bei dem überraschenden Einsatz waren der Division keine Sonderverbände zugeteilt worden, so daß sie allein auf ihre leichte Divisions-Artillerie angewiesen war.

Der Generalquartiermeister Ludendorff kam unmittelbar nach dem Angriff in den ersten Junitagen selbst nach Lagery an die Front und hatte von allen Kommandostellen die Generalstabsoffiziere zum Bericht über die Lage zu sich befohlen.

Ich hatte das Glück, von der 12. Bayer. Infanterie-Division als beauftragter Generalstabsoffizier abgesandt zu werden, und sah damals zum ersten Male den großen Mann. Nachdem die Chefs der Armee und der Gruppen und die Generalstabsoffiziere aller Divisionen Bericht erstattet hatten, kam als letzten die Reihe an mich. „Und nun berichten Sie mir von den Bayern!“ sagte General Ludendorff freundlich zu mir. Ich war durch die schweren Verluste, die wir aus Mangel an schwerer Artillerie, Fesselballonen und Fliegern erlitten hatten, erregt, beklagte mich nach Schilderung der Schlacht und der Gefechtslage ohne Scheu — zum Entsetzen des anwesenden

Armee- und Korpschefs — über die mangelhafte Versorgung und Ausstattung der Division und erbat die sofortige Zuteilung der benötigten Hilfswaffen.

General *Ludendorff* sprach der Division das vollste Lob aus — er war über den Hergang der Schlacht in allen ihren Einzelheiten vollkommen unterrichtet — und sagte Erfüllung meiner Anträge zu. Schon am nächsten Tag erhielt die Division alles, was sie brauchte.

Der Eindruck, den ich damals von dem großen Heerführer mitnahm, war ein bleibender fürs Leben. Die Stunde ist mir heute noch in deutlicher Erinnerung.

Von dieser Begegnung ausgehend, will ich hier grundsätzliche Betrachtungen über die Befehlsgewalt und Verantwortlichkeit im Heere überhaupt einfügen.

General *Ludendorff* war zweifellos für jeden Soldaten die Verkörperung des Führers. Mit seiner Person verband sich auch das Vertrauen auf endlichen Sieg und ehrenvollen Frieden. Seiner Dienststellung nach war der General jedoch nur erster Berater des obersten Heerführers, nicht aber selbst Führer und Feldherr im eigentlichen Sinne des Wortes.

So wie bei dieser obersten Spitze der Heeresleitung war auch die Gliederung bei den Kommandostellen: neben dem Kommandeur stand der mitverantwortliche Generalstabschef oder 1. Generalstabsoffizier. In Wirklichkeit lag ein wesentlicher Teil der Führung, vielfach der entscheidende und oftmals der alleinige, in der Hand des Generalstabs.

Ich kann nicht verhehlen, daß ich darin ein Übel erblicke.

Waren die Kommandeure als Führer nicht geeignet, so mußten sie beseitigt und durch brauchbare ersetzt werden.

General *Ludendorff* hat ja nun gerade in dieser Richtung scharf eingegriffen und die „Freundschaft" mancher Generale fürs Leben sich erworben. Dem Schaden an die Wurzel zu gehen, hatte er jedoch nicht die Macht. Führen müssen die Führer und nicht die ersten Gehilfen. Taugten die alten nichts, so mußten junge an ihre Stelle, nicht aber ihnen zur Seite gestellt werden.

*Der Kronprinz des Deutschen Reiches* hat nach der Erstürmung von Douaumont von seinem kaiserlichen Vater die sofortige Beförderung der Sturmführer zu Obersten und Regimentskommandeuren beantragt. Ebenso wie dieser jugend-



frische und zielklare, die Front verstehende Heerführer immer wieder die Beförderung tapferer Soldaten zu Offizieren verlangt hat.

Seine Forderungen und Mahnungen fanden, von Bürogeneralen und militärischen Schalterbeamten abgelehnt, an Allerhöchster Stelle leider ebensowenig Gehör wie die seines tapferen Bruders, des Prinzen *Eitel Friedrich*, der den Krieg von Anfang bis zum Ende in vorderster Front mitgekämpft hat.

Das Schema siegte.

Napoleon, selbst in jugendlichen Jahren schon an hoher Führerstelle, hat mit jungen Generalen seine Kriege gewonnen; in Deutschland vermochte selbst ein Weltkrieg die Allgewalt der Kabinette und Personalkanzleien nicht zu beseitigen.

Nur den Fliegerkameraden war es vergönnt, in jungen Jahren führende Stellen zu erreichen; der im Feuer gehärtete, tatwillige und entschlußfrohe Offizier der Front unterstand dem Befehle besonnener Generale und kluger Generalstabsoffiziere und — unterlag.

In der Front gab es keine Verschiebung oder Teilung der Verantwortlichkeit. Der Regimentskommandeur, ebenso wie die Kompanie- und Gruppenführer waren die *allein* Verantwortlichen. Vor Gott und den Menschen, vor allem aber vor ihrem Gewissen hatten sie das zu rechtfertigen, was sie anordneten.

In der oberen Führung war der Gehilfe des Führers mitverantwortlich.

Das System geteilter Verantwortlichkeit ist eine unbedingte Schwäche.

Heis koíranos ésto — einer soll Herr sein — sagt schon Homer. Je mehr Verantwortliche, desto mehr, die „die Verantwortung ablehnen" können, wie der schöne Ausdruck lautet, der allerdings erst in der neudeutschen Republik zu wuchernder Blüte gedieh.

So meine ich, daß zwei Dinge dem Heere not tun, im Frieden, noch mehr aber im Krieg: allein verantwortliche Führung durch die Kommandeure, nicht aber durch den Generalstab; Auswahl der Führer nicht nach dem Dienstaltersschema, sondern nach Können und Leistung.

Der Angriff hatte zur Eroberung von *Ville en Tarde*-

nois durch das 26. Infanterie-Regiment geführt. Kaum hatte sich das Regiment in den Besitz der Ortschaft gesetzt, als General von Nagel sich aufs Pferd setzte und mit seinem Stab in den Ort vorritt.

Über den Ort hinaus aber vermochte das Regiment keinen Boden mehr zu gewinnen, und auch die Nebenregimenter kamen seitwärts und rückwärts nicht mehr weiter.

Schon in der Nacht hatten die Franzosen begonnen, den Ort unter Feuer zu nehmen. Mittags war die Lage so, daß die Infanterie am Ortsrand sich kaum mehr halten konnte. Auf den ganzen Ort prasselte ununterbrochen schwerstes Feuer nieder. So blieb schließlich doch nichts weiteres übrig, als sich mit dem Divisionsstab weiter rückwärts zu ziehen. Der Gefechtsstab begab sich in kurzen Sprüngen einzeln in Richtung auf die vorbestimmte neue Gefechtsstelle. Ich blieb an der Seite meines Kommandeurs und sprang mit ihm von Loch zu Loch zurück.

Während das 26. Infanterie-Regiment um den Besitz von Ville en Tardenois rang, hatte das 27. Infanterie-Regiment unter Oberst Kaiser und anschließend noch das 28. Infanterie-Regiment südlich und südöstlich davon harte Kämpfe zu bestehen. Dem schwerringenden 27. Infanterie-Regiment brachte Major Hofmann mit seinem II/28 die Entlastung durch einen selbständigen, wohl vorbereiteten Vorstoß auf Jonquery. Dieser Offizier verstand es immer, die Lage klar zu erkennen, dann einen ganzen Entschluß zu fassen und ihn mit eiserner Willenskraft durchzuführen. In der Truppe hatte er wegen seiner kalten Entschlossenheit den Spitznamen Trotzki. Dabei war er aber der beste Vater und Führer seiner Truppe, die mit Feuer und Vertrauen an ihm hing.

Die Flanke des 27. Infanterie-Regiments war frei. So entschloß sich Major Hofmann, weit ausholend, den dem 27. Infanterie-Regiment gegenüberliegenden Feind seinerseits von der Flanke anzugreifen und dann über die Höhen und durch das Waldgelände nach Jonquery vorzustoßen. Sein Bataillon rollte in reinem Infanterieangriff, nur durch Maschienengewehre gestützt, Flanke und Rücken des Gegners auf; in der Eile vorgesandte feindliche Panzerwagen wurden zusammengeschossen. Der Vorstoß gelang glänzend. Die Begeisterung des Bataillons war ungeheuer; die Verwundeten



vergaßen ihre Schmerzen und stimmten in den allgemeinen Jubel ein. Die Absicht Hofmanns, bis an die Marne vorzubringen, scheiterte an dem völligen Mangel an Artillerieunterstützung.

So wurde die am 1. Juni gewonnene Linie vorerst nicht überschritten. Ville en Tardenois und Jonquery blieben trotz starker feindlicher Gegenangriffe in unserer Hand. In diesem Raume richtete sich nun die Division auf längere Zeit ein. Der Stab quartierte nach Crugny. Die Abschnitte wurden verteilt, Reserven herangezogen, die Artilleriestellungen festgelegt. Die Einrichtung der Stellung, Verteilung der Unterkünfte, Heranziehung des Trosses, Straßenpolizei, Errichtung von Munitionslagern, Regelung der Verpflegung, des Sanitäts- und Veterinärdienstes, des Flieger- und Gasschutzes, des Sammeldienstes, die wirtschaftliche Ausnutzung des Landes gaben mir wieder ein reiches Feld der Betätigung. Hier war ich in meinem Element und bildete mir ein, daß mir auf diesem Gebiete niemand ankonnte. Dabei gab es immer Unruhe und Unordnung, und das paßte mir. Bald schimpfte die Truppe, bald schimpfte das Generalkommando. Dort gab ich, was ich hatte, hier nahm ich, was ich erwischen konnte.

Die schwierigen Wegverhältnisse drohen oft die geregelte Heranbringung der Verpflegung zum Stocken zu bringen.

Solche Herzensnöte, wie sie der für den Nachschub verantwortliche Generalstabsoffizier oft hat, kann die Truppe gar nicht ermessen. Mit Recht verlangt sie, daß immer alles, was sie braucht, auch da ist. Daß dies oft verzweifelte Mühe kostet, will sie nicht anerkennen. Neben der ausgiebigen Tätigkeit, die mir mein Arbeitsgebiet bot, besuchte ich nahezu täglich entweder als Begleiter meines Kommandeurs oder allein die Stellungen und Unterkünfte der Truppen.

Im Juli versammelte der Chef des Stabes der Armee, Oberst Reinhard, die unterstellten Generalstabsoffiziere und gab in seiner klaren, überlegenen Art die Anordnungen zur Fortsetzung des Angriffes bekannt, der neben Überschreiten der Marne auch die Einnahme von Reims zum Ziele hatte. Im Verein mit der 22. Infanterie-Division sollten wir nach Osten in das Waldgebiet zwischen Epernay und Reims vorstoßen.

Die Vorbereitungen wurden bis in alle Einzelheiten getroffen, der Artillerieaufmarsch auf das sorgfältigste durch-

endlich des Ernstes der Lage bewußt wird, sich zusammenschließt und das ewige Zetern und Jammern aufhört. Dann schaffen wir's. Heraußen bei der Armee geht's!" Der Monat September sah die Division an der flandrischen Front. Wir waren am 31. August zur Ablösung der 6. Kavallerie-Division hierher befördert worden. Der Engländer hatte zum großen Schlag ausgeholt und war tief in unsere Front gestoßen. In dem unübersichtlichen Trichtergelände löste sich die Schlacht in Kämpfe einzelner Gruppen auf. Infolge unserer Aufstellung in einzelnen über den Boden herausragenden Betonklötzen, die voneinander weit entfernt und nur durch schmale Gehsteige auf Lattenrosten untereinander verbunden waren, wurden unsere schwachen Postierungen sozusagen einzeln verhaftet. Gerade die Tapferften, die bis zuletzt auf ihren Bunkern aushielten, fielen in Feindeshand. So wurde damals auch Major Hofmann mit einer kleinen Schar seiner tapferen Mitstreiter am 27. September nach todesmutiger Gegenwehr auf der Höhe 60 vor Ypern nach völliger Umzingelung und Nahkampf bis zum äußersten überwältigt und gefangengenommen. Hunderte von Engländern hatten den Sprengtrichter, die letzte Zuflucht der kühnen Schar, umringt.

Verschiedene Führer, darunter auch Major Hofmann, hatten in Berichten gegen das flandrische Kampfverfahren Stellung genommen. Auch ich meldete nach wiederholtem Abgehen unserer Stellungen und vorderften Posten eingehend meinem Kommandeur. Als die Abhilfe gesucht und gefunden war, machte der Vorstoß der Engländer die beabsichtigten Pläne zunichte.

Unsere Verluste waren sehr groß.

Die 12. Bayer. Infanterie-Division hatte besonders stark gelitten.

Nach erfolgtem Einbruch der Engländer wurde ich an die Front gesandt, um die vordere Linie und die Befehlsstellen der Regimenter und der Bataillone festzustellen. Als ich im Kraftwagen die große Straße Roulers-Menin entlangfuhr, bot sich mir ein merkwürdiges Bild. In weiten Zwischenräumen und Abständen fand ich da Befehlsstellen, dort kleine Gruppen Infanterie, dann ein Maschinengewehr, wieder irgendwo ein Geschütz; das ganze Zwischengelände war frei und unbesetzt. Ein paar Männlein hielten die ganze weite Front. Wenn der



Engländer versuchte, weiter vorzudringen, dann machte sich irgendwo im Gelände eine Gruppe Infanterie bemerkbar und schoß; hin und wieder knatterte auch ein Maschinengewehr. Sofort gab der Tommy das weitere Vorgehen auf.

Der Engländer hätte, so war die Lage an der Front, unbehelligt über Iseghem nach Osten weit in das Herz von Belgien hinein marschieren können. Niemand hätte ihm zu wehren vermocht; denn außer dem losen Schleier der stark zusammengeschossenen 12. Bayer. Infanterie-Division und der Garde-Kavallerie-Division waren keine Truppen mehr hinter der Front, die Widerstand hätten leisten können.

Einige wenige hielten das Schicksal der ganzen Front in der Hand und meisterten es.

So war es auch bei den weiteren Rückzugskämpfen. Hielten nur ein paar Männer stand, dann wagte der Feind nichts. Zugegeben, daß ein gewisser Teil unserer „Ersatz-Soldaten" Ende 1918 nichts taugte; die Engländer und Franzosen waren viel schlechter. Solange bei uns noch ein Geschütz feuerte oder ein Maschinengewehr ratterte, waren sie nicht vorwärtszubringen. Das waren die „Sieger"!

Das heldische Deutschland ist im Felde nicht unterlegen. Der deutsche Soldat streckte die Waffen erst, als die Heimat sie ihm entwand.

Der britische Feldmarschall Wilson schreibt in seinem 1927 erschienenen Tagebuch über den Oktober 1918: „Gewiß, die Boches sind übel daran, aber wir sind nicht in der Lage, ihre Schwäche auszunützen. Die französischen Generale erklären, daß ihre Truppen très fatigués sind. Wir wissen, was das bedeutet.

Die britische Armee ist ermüdet, aber kampfwillig.

Die französische Armee sehr erschöpft und weder willig, noch fähig, zu kämpfen.

Die amerikanische Armee ist unfähig zu kämpfen."

Am 3. 10. schrieb ich nach Hause: „Hoffe, daß Ihr die augenblicklichen ungünstigen Nachrichten nicht so schlimm auffaßt; bei starken Nerven wird die Sache schon wieder eingerenkt werden. Auch hier ist der Hauptstoß der Entente bald aufgefangen gewesen, weitere Erfolge konnte der Gegner nicht erzielen."

Inzwischen war ich am 2. 10. zum Stabe des Gardekorps

kommandiert worden, da dort die Grippe mehrere Generalstabsoffiziere dienstunfähig gemacht hatte. Stellvertretender Generalstabschef war Major von Taysen, der in diesen Tagen des Großkampfes Besonderes leistete. Ich erhielt ein mir ganz neues Arbeitsgebiet (Ic) zugewiesen. Neben Sammlung und Auswertung aller Meldungen und Nachrichten von der Front oblag mir der Vorschlag zum Einsatz der Flieger und Ballone, der Nachrichtentruppen usw. Die Tätigkeit nahm mich Tag und Nacht voll in Anspruch, machte mir große Freude und brachte Befriedigung. Nur wenige Stunden am Morgen standen zu kurzem Schlaf zur Verfügung. Aber es war eine wahre Freude, in diesem preußischen Stab mitzuarbeiten. Großzügig, das Wesentliche erkennend, mit Kleinigkeiten sich nicht aufhaltend, dazu war jeder Offizier des Stabes erzogen. Dabei hielt die Führung alle Fäden straff in der Hand. Ein schöner kameradschaftlicher Geist herrschte, der es auch dem Neueingetroffenen leicht machte, hier sich wohl zu fühlen.

Meine Bewunderung für die heldenhaften Leistungen der Truppen faßte ich in dem Entwurf eines Tagesbefehls zusammen, den der Kommandierende General an die Truppen erließ, und den ich deshalb hier einfüge, weil er einen Überblick über all die Verbände gibt, die in den großen Schlachten des Herbstes 1918 wirksam werden mußten:

Gruppe Jeperen. K.H.Qu., den 7. X. 1918.
Generalkommando Gardekorps.
Ic/Ia/IIa Nr. 139587.

Nach überwältigender Artillerievorbereitung ist dem Gegner unter dem Schutze einer lückenlosen Feuerwalze am 28. September 1918 der Einbruch in unsere Stellungen geglückt. Mit vielfacher Überlegenheit vermochte er die auf breiter Front verteilten, vom Artilleriefeuer zerschlagenen, schwachen Postierungen zu durchstoßen.

Mit unüberwindlichem Heldenmut haben die schwachen Reste der Kampftruppen der Stellungs-Divisionen, von heraneilenden Reserven der Eingreif-Divisionen wirksam unterstützt, den mit gewaltigem Einsatz an Menschen und Material geführten Stoß des Feindes gebrochen und in vorbereiteten Linien seinem weiteren Vordringen Halt geboten.



Uneingeschränktes Lob gebührt der tapferen Infanterie, die mit der blanken Waffe, mit Gewehr, Maschinengewehr und Minenwerfer dem übermächtigen Ansturm des Feindes sich entgegenstellte und auf gefährdetem Posten bis zum Äußersten standhielt; Pioniere, hauptsächlich als Infanterie verwendet, stellten sich ihnen zur Seite.

Leichte und schwere Artillerie waren besonders dem zusammengefaßten Feuer der feindlichen Artillerie ausgesetzt. Auch hier haben die Reste der Geschützbedienungen bis zum letzten Schuß — teilweise im Nahkampf — sich der feindlichen Sturmtruppen erwehrt.

Spähtrupps der Divisions-Kavallerie haben von vorgeschobenen Posten wertvolle Nachrichten zurückgebracht.

Der unermüdlichen Hingabe der Nachrichtentruppen ist es zu danken, daß die Führung über alle Abschnitte der gewaltigen Schlacht auf dem laufenden gehalten wurde. Den hohen Anforderungen, die an die Ia-Vermittler, die Störungssucher, die Blinker und Funker gestellt werden mußten, haben sich alle voll gewachsen gezeigt.

Dem zahlenmäßig weit überlegenen Luftgegner und der starken Erdabwehr zum Trotz haben, ungeachtet der ungünstigen Witterung die Fliegerverbände der Gruppe an allen Kampftagen in Erkundung und Angriff ihr Bestes eingesetzt, um der schwer ringenden Truppe auf dem Kampffeld zu helfen.

Auch die Beobachter in den Ballonen, die immer wieder das Ziel der feindlichen Fliegerangriffe waren, haben in unermüdlicher Tätigkeit standhaft auf ihrem Posten ausgehalten.

Die Flak haben selbständig in den Erdkampf eingegriffen, mit Geschütz, Maschinengewehr und Handgranaten den feindlichen Ansturm aufgehalten und in erfolgreicher Luftabwehr in den Großkampftagen zehn feindliche Flugzeuge abgeschossen.

Krankenträger und Sanitätsformationen haben in aufopfernder Hingabe ihre verwundeten und erkrankten Kameraden geborgen und gepflegt.

Pferde- und Kraftwagen-Kolonnen haben in rastloser Tätigkeit Munition und Verpflegung vorgeführt, Landsturm-, Armierungs- und Parktruppen die kämpfende Truppe aufs beste unterstützt.

Nicht zum letzten sind auch alle Verwaltungsbehörden, das Personal der Eisenbahner, der Munitions- und Pro-

viantlager, insonderheit auch die Ortskommandanturen, ihren schweren Aufgaben voll und ganz gerecht geworden.

Ich danke allen Offizieren, Sanitäts- und Veterinäroffizieren und Beamten, ich danke allen Dienstgraden und Mannschaften von ganzem Herzen für ihren Heldenmut, ihre Ausdauer und ihre treue Pflichterfüllung und spreche allen meine vollste Anerkennung aus.

In den schicksalschweren Tagen, die wir jetzt durchleben, müssen wir alle wie ein Mann zusammenstehen und alle unsere Kräfte bis zum äußersten anspannen zum Wohle unseres heißgeliebten deutschen Vaterlandes. Ich weiß, daß ich auch fernerhin auf eure Tapferkeit, Treue und Ausdauer bauen kann.

Der Kommandierende General
von Böckmann.

Mitte Oktober 1918 wurde die 12. Bayer. Infanterie-Division von der Flandernfront abbefördert; ich trat daher wieder zum Stab der 12. Bayer. Infanterie-Division zurück.

Am 12. 10. schrieb ich nach Hause:

„Militärisch steht es zur Zeit nicht glänzend, hauptsächlich deshalb, weil unsere Soldaten in der Heimat vergiftet worden sind. Nun das wird auch wieder besser."

Zweifellos war die Stimmung an der Front in jener Zeit gedrückt.

Ich war deshalb fast ständig bei den vorderen Truppen, oft begleitet von meinem getreuen Ordonnanzoffizier Bergmann. Meine Aufmerksamkeit richtete sich vor allem auf die Besserung der Verpflegsverhältnisse; durch Zwiesprache mit dem Manne im Graben hörte ich, wo es besonders fehlte und wo Hilfe not tat. Ebenso sorgte aber auch der unermüdliche Intendant Seber in vorbildlicher Weise für die Truppe, die er in vorderster Front aufsuchte. Mein Kommandeur, General von Nagel, der wahre Vater seiner Division, hatte für alle Sorgen der Truppe stets vollstes Verständnis. Fast täglich war er unterwegs, um persönlich nach dem Rechten zu sehen. Nie habe ich so sehr wie in jener Zeit den Mangel an aktiven Offizieren in der Truppe empfunden. Sich ganz einfühlen in Seele und Empfinden des Mannes kann eben eigentlich doch nur der aktive Offizier, der aus der Truppe geboren und mit ihr verwachsen ist.



Den Offizieren des Beurlaubtenstandes bleibt diese Seelengemeinschaft, wenn ich sie so nennen darf, in der Regel versagt. Das soll kein Vorwurf für diese Offiziere sein; es wäre traurig, wenn der aktive Offizier diesen Vorsprung nicht hätte.

Dem General hielt ich ständig Vortrag über meine Beobachtungen und Feststellungen. Die meisten meiner Vorschläge fanden seine Billigung. Nur einen Wunsch, den ich ihm damals wiederholt vorlegte, lehnte er stets ab.

Ich wollte, um die Nöte der Truppe am eigenen Leib erfahren und unerkannt persönlich Beobachtungen anstellen zu können, auf einige Wochen als einfacher Soldat in einem Infanterie-Regiment der Division Dienst tun.

Mit Rücksicht darauf, daß ein großer Teil der Offiziere des Stabes durch die Grippe in ihrem Dienst behindert und daß gerade an der Stelle als Ib ein besonders geschulter Offizier in diesen schwierigen Zeiten nötig war, versagte sich mein Kommandeur diesem Vorhaben.

Die Division blieb nur kurze Zeit in Ruhe. Leider konnte ich sie nicht lange genießen; denn langsam bekam die Grippe auch über mich Gewalt. Zunächst wollte ich mich ihrer erwehren; dann aber zwang sie mich doch nieder. Es war meine erste Krankheit im Felde. Mein Ordonnanzoffizier schrieb am 21. 10. an meine Mutter:

„Von allen Herren muß Ihr Sohn das meiste durchmachen. Er hat ziemlich starkes Fieber. Der Arzt befürchtet, daß sich noch etwas anderes hinzuziehen kann. Vor allem hat ihm diese Krankheit seinen ganzen starken Willen genommen. So kommt zu seiner körperlichen Erschöpfung noch eine seelische."

Ich fühlte, daß ich der Krankheit nicht mehr Herr würde, und ließ mich am 21. 10. ins Feldlazarett 38 schaffen. Von dort kam ich bald mit meinem Leidensgenossen, Leutnant Enderle, Adjutant des Pionierkommandeurs der Division, ins Lazarett nach Hal bei Brüssel zurück. Der Divisionsarzt hatte mich so ziemlich aufgegeben. Jedenfalls meldete er dem Divisionskommandeur, daß mit meiner Wiederkehr nicht zu rechnen sei und meine Stelle anderweitig besetzt werden müsse.

Die Zeit im Lazarett in Hal war eine der qualvollsten meines Lebens. Leutnant Enderle und ich lagen mit etwa zehn

anderen kranken Offizieren in einem großen Saale. Die Pflege war das erstemal schlecht. Der Arzt vermochte sich nicht durchzusetzen, da das untere Pflegepersonal offen und versteckt Widerstand leistete. Wünsche der kranken Offiziere nahmen die Wärter gar nicht entgegen, auf meine Beschwerde hin erklärte sich der Arzt zur Abhilfe außerstande.

Da sah ich zum erstenmal den Geist der Etappe 1918. Zuerst verblüfft, dann zornentbrannt und dann tief traurig. So also sah es hier aus!

Und niemand, der entschlossen war, hier mit starker Hand durchzugreifen!

Dazu kamen die Nachrichten der vollkommen führerlosen Presse. Die Entlassung des Generals Ludendorff und die schmählichen Erörterungen über die Abdankung des Kaisers! Die Gleichgültigkeit und Unentschlossenheit der kranken Offiziere wollten uns, Leutnant Enderle und mich, zur Raserei bringen. Mir war klar, daß in der Heimat alles den Kopf verloren hatte. An der Front aber, das wußten wir, stand das Frontheer, geschwächt, aber ungebeugt. Dorthin sehnten wir uns.

Am 2. 11. 1918 schrieb ich nach Hause:

„Ich freue mich wie ein Kind, daß ich morgen aus meinem Lazarettgefängnis wieder in meine Freiheit zur Truppe zurückkehre, und zähle schon die Stunden. Wenn die Zeiten nicht so traurig wären, wäre ich gerne zur Erholung zehn Tage heimgefahren, aber jetzt mag ich nicht. Ich fürchte nur, daß der Friede hier nicht allzubald einkehrt, außer wenn der Gegner vernünftige Bedingungen vorschlägt. Sonst lassen wir uns hoffentlich nicht darauf ein!"

Mit Leutnant Enderle traf ich am 3. 11. 1918. in St. Sauveur wieder beim Divisionsstab ein. Ich wurde als ein vom Tode Wiedererstandener begrüßt. Meine Stelle war mittlerweile besetzt worden.

Der edle General von Nagel mußte uns in diesen schweren Tagen verlassen. Er war zum Kommandeur der 2. Bayer. Division ernannt worden, die er auch als Friedenskommandeur behalten sollte. Der Division wurde so in schwerster Stunde der allseits geachtete und beliebte Führer genommen.



Daß die Maßnahme des Kriegsministeriums, gerade jetzt die Kommandeure zu wechseln, glücklich war, konnte man nicht gerade behaupten. Ich tröstete mich aber damit, daß ich ja selbst nicht mehr lange im Stabe sein sollte.

Bei meinem letzten Urlaub in München hatte ich den Personalreferenten des Kriegsministeriums, Major von Kiefer, aufgesucht, der mir auf meine Bitte hin versprach, daß ich am 1. 12. 1918 als Bataillonskommandeur in meinem alten Regiment eingeteilt würde. Schon lange hatte ich Sehnsucht, wieder zu meinem Regiment zurückzukommen.

An Stelle des Generals von Nagel war Generalmajor von Zöllner zum Divisionskommandeur ernannt worden. Der neue Mann war in vielem das Gegenstück Nagels und fand daher nicht den Weg zum Herzen der Angehörigen seines Stabes.

Die Hoffnung, die Grippe überwunden zu haben, erfüllte sich nicht. Einige Tage konnte ich mich auf den Beinen halten, dann brach ich erneut zusammen. Es ging nicht mehr. Da die Division einen zügigen Rückmarsch gegen Brüssel angetreten hatte, war ich ein lästiges Anhängsel des Stabes und störte empfindlich.

Unter keinen Umständen wollte ich in das Kriegslazarett zurückkehren, deshalb erbat und erhielt ich zehn Tage Urlaub nach München.

Am Tage meiner Abreise brachte der eben eingetroffene neue Kommandeur des 28. Infanterie-Regiments die Kunde von der Revolution in München. Wir hielten die Nachricht für falsch und wollten es nicht glauben; schämten uns aber doch vor den preußischen Kameraden in unserem Stab, daß solche Berichte über Bayern überhaupt möglich waren.

Der Wirtschaftsoffizier, Leutnant Weber, hatte es übernommen, Leutnant Enderle und mich nach Brüssel zu bringen. Auf dem Wege dorthin nächtigten wir auf dem Schloßgut eines belgischen Adeligen, wo die 2. Staffel des Stabes Quartier bezogen hatte. Die Nachricht über die Revolution in Bayern hatte sich mittlerweile bestätigt, dazu war die Kunde von der Abdankung des Kaisers getreten.

Man wirft immer Seiner Majestät dem Kaiser vor, daß er das Heer verlassen habe. Die Armee hat ihre Wehmut über den Kaiserlichen Entschluß, dem Oberbefehl zu entsagen, im

Herzen begraben. Jedem Nichtkämpfer bestreiten wir Frontsoldaten aber nachdrücklichst das Recht der Kritik an dieser Handlung unseres Obersten Kriegsherrn. Staatsrechtlich hat er als Deutscher Kaiser nur das getan, was ihm nach der Verfassung oblag: als konstitutioneller Monarch ist er dem berufenen Vorschlag seiner **verantwortlichen** Ratgeber, vor allem des Feldmarschalls von Hindenburg, gefolgt, das Opfer seiner Person zu bringen, „um einen Bürgerkrieg zu vermeiden".

Im Großen Hauptquartier war es gerade Seine Majestät der Kaiser, der zum Letzten, zu Kampf und Widerstand entschlossen war und auch vor dem Einsatz seiner Person nicht zurückscheute.

Nur ganz wenig Getreue, vor allem jüngere Offiziere, fand er an seiner Seite; die entscheidenden Männer ließen ihn allein.

Das Sturmbataillon Rohr, das zum Schutze des Kaisers herangezogen war, sollte, wie der Feldmarschall Seiner Majestät meldete, nicht mehr zuverlässig sein. In Wahrheit war ihm jedoch der Waffengebrauch verboten worden.

Der Generalstabsoberst, der an dem entscheidenden 7. November ungefragt das Wort ergriff, sich vor seinen Kaiser und König stellte und bedauerte, daß er dem Fahneneid nicht mit der Pistole Geltung verschaffen könne, da er leider ohne Waffe erschienen sei, und daraufhin „wegen Indiszjiplin" die Sitzung verlassen mußte, war nach dem Kriege auch einer der Verfemten des neuen Deutschlands.

Der Oberste Bundesfeldherr hat nicht die diktatorische Führung an sich gerissen und sich über die Verfassung hinweggesetzt, sondern seinen Willen der sogenannten „Staatsraison" untergeordnet. Wir Soldaten bedauern dies; haben aber die andern ein Recht zur Kritik? Die Verfassungsmeier, die sonst stets die eifrigsten Wahrer und Verfechter dieses amtlichen „Staatswohles" sind und waren? Sie täten wahrlich besser daran, zu schweigen!

Wir waren alle auf das tiefste erschüttert.

Glaube und Hoffnung brach in uns zusammen.

Um so dankbarer empfanden wir den vornehmen Takt unseres Quartiergebers, der uns in diesen schweren Stunden ein wahrer Tröster und Kamerad war. Er wußte so gut wie wir, daß sein Besitztum nur mehr wenige Tage feindlichen Truppen



Unterkunft geben mußte, dann war seine Heimat wieder frei; als Edelmann setzte er aber seinen Stolz darein, uns deutschen Soldaten, die krank am Körper und gebrochen in unserem Stolz waren, ein fürsorglicher Hausherr zu sein.

Als wir in Brüssel ankamen, wehten dort die roten Fahnen. Die Etappe hatte in Revolution gemacht.

Züge von Etappensoldaten und johlendes Gesindel durchzogen die Stadt. Der Zugsverkehr nach der Heimat war an diesem Tage eingestellt.

Ich war in voller Generalstabsuniform und schaute mir das Treiben auf der Straße an.

Niemand belästigte mich. Einzelne Soldaten machten die vorgeschriebenen Ehrenbezeugungen; nur wenn sie in Rudeln vorbeizogen, getraute sich keiner zu grüßen. Im übrigen sah man fast nur Etappenkrieger, keine Frontsoldaten. Die Bevölkerung Brüssels schwamm natürlich in Wonne über die deutsche Schande.

Ich übernachtete in dem Offizierhotel am Bahnhof und eroberte am nächsten Tag einen schönen Platz in dem durchlaufenden Zug nach München.

Der Zug war überfüllt; zum großen Teil Deserteure, die sich in Brüssel herumgetrieben hatten, dann Etappensoldaten, aber auch Frontkämpfer, die ihren Truppenteil nicht mehr gefunden hatten, oder — la guerre est finie — selbständig in die Heimat einrückten.

In meinem Abteil saß ein preußischer Stabsoffizier, der nach Straßburg fuhr und als vorsichtiger Mann seine Achselstücke heruntergenommen hatte, und noch drei ältere Soldaten. Der eine von diesen hatte stolz seine schwarzweißrote Kokarde abgelegt und schimpfte über die „Preußen". Er war ein biederer Bayer. Zunächst versuchte er sein ungereimtes Zeug, das er aus der dunkelsten bayerischen Presse bezogen haben mochte, an den Mann zu bringen; ich hatte ihn aber bald belehrt, daß seine Ausführungen ein vollständiger Unsinn waren. Er schickte sich dann darein und schwieg.

Sonst war in dem ganzen Zug zu beobachten, wie doch auch bei den verhetztesten Soldaten der militärische Schliff in den Gliedern steckte. Alle machten willig Platz, wenn ich durch den Gang ging, und waren beim Ein- und Aussteigen behilflich. Niemandem fiel es ein, mich zu belästigen. In diesem

Sinne war auch ein Zwischenfall fast belustigend, der sich während des Zugaufenthaltes in Lüttich begab. Dort stand auf einem Nebengleis ein Proviantzug. Rasch kletterten die meisten Fahrgäste unseres Zuges auf diesen Proviantzug und versahen sich mit Zwieback. Traurig sahen die Soldaten, die in meinem Abteil saßen, zu, wagten aber vor uns Offizieren doch nicht, an der Plünderung sich zu beteiligen. Da sie mir leid taten, erlaubte ich ihnen, sich auch einige Zwiebackportionen zu holen.

Nun kam aber das Beste: den ersten großen Sack mit Zwieback, der in unseren Wagen kam, brachten die „Plünderer“ in mein Abteil und stellten ihn mir zur Verfügung. Ich kam mir wie ein richtiger Räuberhauptmann vor. Ich dankte, mußte aber wirklich lachen über diese Einstellung unserer Soldaten. Der „Haß gegen die Offiziere“, von dem so viel zu Hause geschwätzt wurde, kann doch wohl nicht so groß gewesen sein, wenn selbst bei solchen Anlässen das Prinzip der Anhänglichkeit sich durchsetzte.

Noch ein kleiner, bezeichnender Zwischenfall ereignete sich: ein Soldat, der mit mir im Abteil saß, hatte kein Seitengewehr mehr. Es war ihm doch recht peinlich, als ich ihn deshalb zur Rede stellte. Und so entschloß er sich, sich ein fremdes zu klauen. Er zog auf Raub aus und kam bald stolz mit dem erbeuteten Seitengewehr zurück. Es mochte vielleicht eine Stunde vergangen sein, als zwei baumstarke Kerle, die alle Abteile durchsucht hatten, auch unsere Wagentür aufrissen. Triumphierend nahm der eine das gestohlene Seitengewehr zu sich, worauf sie gemeinsam über den Attentäter herfielen und ihn, trotz meines Widerspruches und Eingreifens, elend verprügelten. Dann zogen beide laut schimpfend und schreiend ab. Eine halbe Stunde später klopfte es wieder an das Abteil. Herein traten stramm militärisch die beiden Soldaten, die vorher den Skandal gemacht hatten, und in wohlgesetzter Rede entschuldigten sie sich für das unmilitärische Verhalten, das sie vorher mir gegenüber an den Tag gelegt hatten!

Durch Elsaß-Lothringen ging die Fahrt bei herrlichem Herbstwetter. Die Bevölkerung begrüßte uns gerade so wie im Jahre 1914. Hände winkten, Tücher flatterten, die Soldaten grüßten und winkten wieder hinaus. Tränen traten mir in die Augen. Das primitive Gesicht des einfachen Mannes



sah nur eines vor sich: jetzt wird wieder Frieden und alle Not hat ein Ende. In diesem Zeichen hatte die Revolution „gesiegt“.

Der Krieg war zu Ende.

Ich mußte wieder an den Spruch eines jungen Kavallerieoffiziers vom Stabe der 6. Division denken, den dieser schon im Oktober 1914 im Scherz geprägt hatte: „Wie lange dauert denn diese blödsinnige Veranstaltung eigentlich noch?“ Immer, wenn es dreckig draußen war, kam mir dieser Ausspruch in Erinnerung und gewann mir meinen Humor zurück. Heute kam er mir wieder in den Sinn, aber ich konnte nimmer froh werden. Zu sehr schüttelte mich Ekel, Bitterkeit und Scham.

In München trat gleich nach dem Aussteigen ein hochgewachsener Vizefeldwebel mit roter Armbinde auf mich zu, stand stramm und sprach: „Ich würde Herrn Hauptmann bitten, die schwarzweißrote Kokarde abzunehmen, da Sie sonst nicht aus dem Bahnsteig gelassen werden.“ „So weit sind wir hier gekommen!“ setzte er leise und wehmütig hinzu.

Es hatte keinen Zweck, sich zur Wehr zu setzen; am Bahnsteig lauerte rote Soldateska, mit der ich mich nicht herumstreiten konnte und mochte. So nahm ich die Kokarde von der Mütze und steckte sie zu mir. Unangefochten verließ ich den Bahnsteig des roten Münchens. Bei mir selbst gelobte ich, die Schmach, die der schwarzweißroten Kokarde angetan wurde, persönlich wieder gutzumachen.

Meine Lieben zu Hause traf ich in bester Gesundheit an. Unter der mütterlichen Pflege erholte ich mich zusehends und kräftigte mich langsam wieder. Als ich mich besser fühlte, unternahm ich kleinere Spaziergänge durch meine Vaterstadt. Dann aber zog ich meine Uniform an, steckte die schwarzweißrote Kokarde wieder auf der Mütze fest und begab mich ins Kriegsministerium oder, wie es jetzt hieß, ins „Ministerium für militärische Angelegenheiten“. Auf dem Weg und in der Trambahn wurde ich vielfach bestaunt und gegrüßt; die Mehrzahl der Soldaten raffte sich, wenn auch zögernd, zu einem militärischen Gruß auf. Ein Offizier mit Kokarde und Achselstücken war in diesen Tagen ein ungewohnter Anblick in München. Im Kriegsministerium suchte ich einige Bekannte auf und forschte vor allen Dingen nach dem Grunde, warum denn von dieser Stelle aus kein Widerstand gegen die Revolte vom

7. November organisiert worden war, und was denn jetzt dagegen geschehen sollte.

Das Bild war im ganzen kein erhebendes: Man hatte Warnungen lächelnd überhört, war dann überrascht worden und fand sich nun mit den Dingen ab.

Im Kriegsministerium scheint mir Hauptmann Graf, ein kluger und energischer Offizier, einen ernstlichen Widerstand vorbereitet zu haben; sein Verdienst wäre größer, wenn er trotz der Gleichgültigkeit und Gegnerschaft von oben auf eigene Faust weitergehandelt hätte, so wie er es sich gedacht hatte.

Der vollen Verantwortung für das Gelingen des Umsturzes kann sich natürlich der letzte bayerische Kriegsminister, der Nachfolger des Generaloberſten Freiherrn von Kreß, nicht entziehen.

In München hatte die Militärgewalt kampflos vor der Straße die Waffen gestreckt. Sie gab das Vorbild ab für die schändlichste Kapitulation aller Zeiten, in der sich die Militärbefehlshaber des Heimatheeres an Feigheit, Entschlußlosigkeit und Widerstandslosigkeit geradezu gegenseitig überboten, um der angstzitternden Zivilbürokratie den Rang abzulaufen. „Kein unnützes Blut!“, „kein Waffengebrauch!“, das waren die hohlen Schlagworte, mit denen diese Uniformträger ihre Treulosigkeit gegen den Obersten Kriegsherrn, ihre schuldhafte Pflichtvergessenheit und Charakterlosigkeit gegenüber dem kämpfenden Heer an der Front bemänteln zu können glaubten.

Schmachvoll und schandvoll ergaben sich die verantwortlichen Befehlshaber den meuternden Haufen und schlichen davon.

Keine Königliche Schloßgarde, kein Regiment Royal Allemand stellte sich, wie einst 1789 in Paris, den revoltierenden Horden entgegen und ließ sich lieber in Stücke hauen, als vom Platz zu weichen.

Die Führer der Französischen Revolution erließen flammende Aufrufe zum Kampf mit den Waffen. Die Revoluzzer warfen die Waffen weg und legalisierten Feigheit und Verrat.

Der „Rat der Volksbeauftragten“ hat am 7. 12. 1918 mit Gesetzeskraft für das Reich folgende Verordnung erlassen (R.G.B. Nr. 6578):

„Alle Untersuchungen werden niedergeschlagen, soweit sie Verbrechen der Fahnenflucht und der Feigheit betreffen usw.“

Wahrlich — eine Revolution kann man die Heimfront-



meuterei nicht nennen; es war die schändlichste Unterwerfung eines Systems, das sich schlotternde Memmen und Greise als Stützen gewählt hatte, unter das Gebot und Gebrüll der Straße.

Oberstleutnant von Sonnenburg, den ich bei meinem Besuch im Kriegsministerium fragte, wie denn jetzt alles wäre und was vorbereitet würde, um die rote Herrschaft zu stürzen, erwiderte mir ganz aufgeregt, man dürfe um Gottes willen nun nichts unternehmen und müsse alles ruhig sich entwickeln lassen. Ich konnte dem Eindruck nicht wehren, daß ihm diese Entwicklung der Dinge nicht ungelegen war.

So schied ich denn mit dem Gefühl, daß in diesem Hause nichts zu wollen sei.

In den nächsten Tagen rückte ein Bataillon vom Infanterie-Leib-Regiment in München ein. Ich stand am Bahnhofsplatz; Tränen füllten meine Augen, als ich die prächtigen Feldsoldaten zurückkehren sah. Die mußten es ja jetzt schaffen und ließen sich gewiß nicht unterkriegen.

Wenige Tage später hörte ich, daß auch dieses Bataillon auseinandergefallen sei. Die besten Soldaten waren rasch in ihre Heimat entlassen worden, eine Übung, die die Räte bei allen Feldtruppenteilen mit Erfolg durchführten.

Da wußte ich, daß ich in München nichts mehr verloren hatte. Ich beschloß, zur Truppe zurückzukehren.

Mit meinem Fahrschein konnte ich nicht mehr zurück; der Soldatenrat ließ mich nicht durch. Da vernahm ich, daß vom Militärministerium Offiziere als Aufklärungsorgane zu den Frontdivisionen geschickt würden, um die Dienststellen über die Lage aufzuklären. Sofort stellte ich mich zur Verfügung und reiste am 4. Dezember zum Generalkommando des I. Bayer. Reservekorps und von dort zur 12. Bayer. Infanterie-Division nach Elberfeld-Barmen.

Im Stabe meiner Division hatte sich wenig verändert. Die Disziplin war noch dieselbe wie bei der Truppe.

Der neue Kommandeur, General von Zöllner, hatte an Zuneigung nicht gewonnen; mein Nachfolger als zweiter Generalstabsoffizier war wieder versetzt worden, und ich konnte mein früheres Dienstgebiet wieder übernehmen.

Bald wurden wir verladen, und im Schmucke schwarzweißroter und weißblauer Fahnen fuhren wir in die Heimat zurück.

In Landshut in Niederbayern wurde der Stab der Division ausgeladen.

Am Bahnhof begrüßte uns ein unvermeidlicher Soldatenrat, der aber nur geringes Gehör fand. Nur kurze Zeit noch nahmen die Abwicklungsarbeiten in Anspruch; dann löste sich auch der Stab der 12. Bayer. Infanterie-Division auf.

In meiner Demobilmachungs-Bestimmung war ich vom 1. 1. 1919 ab als Adjutant der 11. Bayer. Infanterie-Brigade eingeteilt.

Besinnlich fuhr ich von Landshut nach München, nachdem ich von all meinen Freunden und Kameraden herzlich Abschied genommen hatte.

Der Krieg war aus.

Ich *war* Königlicher Offizier gewesen. In 8 Friedens- und fast 5 Kriegsjahren hatte ich meinem Könige treu gedient. Der König war von Verbrechern vom Throne gestoßen worden, von seinen Offizieren und nächsten Beratern im Stiche gelassen.

So entband er alle Offiziere ihres Treueides. Ich würdigte diese gütige Handlung meines hohen Regimentsinhabers, aber ich war keinen Augenblick mir darüber im unklaren, daß ich meinen Eid dem Könige bis zu seinem Tode halten würde.



# II. Vom Portepee zum Hakenkreuz

## 13. Im Zeichen der Räte.

Am 2. 1. 1919 trat ich in meiner alten Garnisonstadt Ingolstadt den Dienst als Adjutant der 11. Infanterie-Brigade an.

Mein Kommandeur, General *Sämmer*, während des Krieges lange Zeit Kommandeur des Bayer. Reserve-Infanterie-Regiments 10, war aufrecht durch die Revolution gegangen und auch nicht gewillt, in seiner nunmehrigen Verwendung sich das Geringste zu vergeben. Die Stelle als 1. Brigadeschreiber hatte Offizierstellvertreter *Preußer* inne. Ich konnte es ihm nachfühlen, daß er sich in seiner Stellung nicht besonders wohl fühlte. Da ich gerade in jener Zeit Wert darauf legte, alle Angelegenheiten persönlich zu erledigen und zu bearbeiten, blieb für ihn wenig selbständige Arbeit übrig. Dabei mußte er mitansehen, daß dumme und unfähige Schwätzer und Schreier in maßgebenden Stellen sich breit machten und eine Rolle spielten. An diesem Maße gemessen, nahm ich ihm seine Auffassung, die er dann und wann durchblicken ließ, nicht übel, daß die Führung der Brigade durch ihn allein voll genügt hätte.

Natürlich fehlte auch der vorschriftsmäßige Soldatenrat nicht. Dieser bestand aus drei im ganzen ordentlichen Leuten. Einer von ihnen, ein Unteroffizier, der mit dem Feldregiment zurückgekommen war, leistete in seinem Rahmen sogar recht Gutes.

Den Übergriffen der Soldatenräte stand ich von Anfang an scharf ablehnend gegenüber. Die Oberste Heeresleitung, der seit Ludendorffs Verabschiedung die innere Stärke fehlte und die durch herangeholte Offiziere sich nicht gerade glücklich hatte beraten lassen, hat dem Gefüge des Heeres durch Ein-

setzung der Soldatenräte den schwersten Stoß versetzt. Daß im Zeichen der Fahne der „Revolution" sich nach russisch-jüdischem Vorbild Arbeiter- und Soldatenräte in Heimat und Etappe bildeten, hätte nicht allzuviel bedeutet. Sie wären von dem zurückkehrenden Frontheer wie Spreu auseinandergefegt worden. Daß aber der oberste Führer des Feldheeres, der Generalfeldmarschall, auch für das Frontheer die Soldatenräte einführte und sie dadurch überhaupt erst legalisierte, habe ich nie verstehen, noch weniger verwinden können. Dem Widerstand aller Treugebliebenen — und 75 Prozent waren an der Front gut gesinnt geblieben — war damit der Boden entzogen. Es ist nicht auszudenken, wie sich die Dinge entwickelt hätten ohne diese unrühmliche Waffenstreckung vor der roten Meute. Die „Besonnenen" werden ja ohne Zweifel diese Maßnahme auch heute noch loben, ebenso wie die Roten sich heute noch dafür bedanken dürfen. Denn ihre Herrschaft ist dadurch erst ermöglicht und befestigt worden.

Natürlich waren die Soldatenräte, die im Felde bei der Truppe gewählt werden mußten, oft brave Kerle. Das half aber gar nichts; denn sowie die Truppe in der Heimat eintraf, wurden sie durch die Hetzer aus den Reihen der heimatlichen Räte auf die Seite geschoben. Die Soldatenräte der Fronttruppen hatten an diesem Geschäft meist keinen Spaß; sie überließen das Feld daher gerne und freiwillig den Heimaträten. Auffallend und ein Beweis, daß die Räte nicht von den Soldaten gewählt, sondern „gemacht" und einfach hingesetzt wurden, war, daß vielfach gerade *solche Dienstgrade, denen jedes soziale Gefühl für die Truppe abging, ja, die sogar wegen schlechter Behandlung ihrer Untergebenen bekannt gewesen waren, nun die „Räte" der Soldaten wurden.*

Zu einem ähnlichen Ergebnis führt ja bezeichnenderweise auch die Betrachtung des militärischen Vorlebens der meisten Offiziere, die nach dem November 1918 ihr rotes Herz entdeckt haben. Die Nennung des Namens *von Deimling* dürfte in diesem Zusammenhange wohl genügen.

Als die Räte es zu bunt trieben, wurde für Bayern eine gemeinsame Verordnung des Ministers für militärische Angelegenheiten *Roßhaupter* und des provisorischen Landessoldatenrates *Sauber* erlassen. Diese „Vorläufige Verordnung für die Soldatenräte vom 13. Dezember 1918", die, wenn ich recht berichtet bin, Oberstleutnant *Schemmel* ausgearbeitet hatte, setzte mit ministerieller Genauigkeit alle Aufgaben, Rechte, Gebühren, Gliederung und die Wahl der Räte fest. Wenn sich auch viele Soldatenräte souverän über diese Verordnungen hinwegsetzten, so hat sie doch, im großen genommen, Gutes gestiftet. Ich habe sie jedenfalls als zweckmäßig begrüßt und bin dem Verfasser recht dankbar gewesen, daß er mir ermöglichte, den Kampf gegen die Soldatenräte sozusagen mit ihren eigenen Waffen zu führen.



Und zum Kampfe war in Ingolstadt reichlich Gelegenheit.

Nicht mit den Soldatenräten im Stabe der Brigade; diese beschränkten sich darauf, erlassene Verfügungen durchzulesen und gegenzuzeichnen und störten den Dienstbetrieb in keiner Weise. Als ihr besonderes Arbeitsgebiet hatte ich ihnen die Erledigung der Beschwerden von Unteroffizieren und Mannschaften zugewiesen. Da saßen sie lange beratend draußen im Geschäftszimmer, und dann entschieden sie sich meist dahin, meinen Rat einzuholen. Wenn es dann an meiner Türe klopfte, wußte ich schon im voraus, daß ich wieder gebeten würde, die schwierige Entscheidung zu fällen. Ich tat es gerne, weil ich in diesem Punkte ein Freund der Ordnung war.

Sonst ging im allgemeinen niemand gerne in mein Zimmer. Ich kann mich erinnern, daß eines Tages ein Mitglied des Garnison-Soldatenrates zu Offizierstellvertreter *Preußer* kam und lebhaft über mich Klage führte. Ich träte provokatorisch in Ingolstadt auf, reite mit der Hose mit den roten Streifen, trüge gar den blauen Überrock und die schwarzweißrote Kokarde, das hätte sich jetzt aufgehört usw. Preußer erwiderte ihm nur ruhig, ich säße ja im Nebenzimmer und er solle nur hineingehen und mir das am besten gleich selber sagen. Das täte er doch lieber nicht, meinte der „Herr Rat" und zog wieder ab.

Mit dem Garnison-Soldatenrat stand ich überhaupt in „innigen" Beziehungen. Eine bunt zusammengewürfelte Gesellschaft roter und rötester Heimatkämpfer, von denen mir die radikalsten immer noch die liebsten waren.

Aber er war unbestritten der Träger der Gewalt in Ingolstadt.

Es befand sich ja eigentlich auch ein Kommandant der Festung in der Stadt, der die höchste Gewalt darstellen sollte.

Aber der arbeitete so einträchtig mit den Räten zusammen, daß kaum etwas anderes geschah, als diese wollten. Es mag sein, daß ihm manche Kreise, die den „Frieden lieben", dies als Verdienst anrechnen; denn das, was der General erreichen wollte, erreichte er auch: Ingolstadt blieb von größeren Unruhen bewahrt. Aber gerade deshalb ist doch die Revolution nicht nur gelungen, sondern wurde ein Zustand, der heute noch besteht und befestigt ist, weil eben die verantwortlichen Machthaber des lieben Friedens halber „im Interesse der Sache" und „um Schlimmeres zu verhüten" mit den Revoluzzern sich vertrugen und ihnen das Regieren so leicht machten.

In dieser Gesamteinstellung greife ich den General als Typ an, nicht als Person; denn daß er sich auf Höhere berufen kann, und daß er den Beifall beamteter Würdenträger schwarz auf weiß erhielt, wird ihm niemand bestreiten. Ich neide ihm diese verdiente Anerkennung nicht.

Eine andere Frage freilich ist, ob das Verhalten dieses hohen Offiziers im ganzen dem Ansehen des deutschen Offiziers genutzt oder geschadet hat. Ich bin da eben besonderer Meinung.

Leider war auch das Zusammengehörigkeitsgefühl der Offiziere — namentlich derjenigen des Beurlaubtenstandes — nicht so ausgeprägt, daß diese eine geschlossene Macht darstellten.

Ich bin heute noch überzeugt, so wie die Lage in Ingolstadt war — und anderorts außerhalb Münchens wird es ähnlich gewesen sein, — hätten die Offiziere sich zusammengetan und eine bewaffnete Kompanie formiert, sie hätten die ganze Stadt in ihrer Gewalt gehabt. Bundesgenossen hätten sie dann genug gefunden: in der Ingolstädter Bürgerschaft steckten prächtige Kerle in genügender Zahl, unter den Unteroffizieren und Mannschaften waren genug treue und gutgesinnte Soldaten.

Die Vorsitzenden des Offiziersvereins Ingolstadt waren ohne Zweifel tüchtige Männer, die sich für die Sache voll einsetzten und auch für besondere Unternehmungen den Entschluß fanden. Aber die Mehrzahl der Offiziere war müde und zu nichts vorwärts zu reißen.

Mit Hauptmann Regler bewohnte ich damals eine recht gemütliche Junggesellenwohnung. Abgesehen davon, daß unsere Zugeherin im Hinblick auf die politische Lage es geradezu für ihre proletarische Pflicht hielt, mich gründlich auszustehlen, verlebten wir zu Hause recht gemütliche Stunden.



Gegenüber unserer Wohnung lag das schöne Besitztum des Majors Hofmann. Wie es ihm gelungen war, so rasch aus der englischen Gefangenschaft herauszukommen, bleibt sein Geheimnis. Jedenfalls schaffte er sogar dies. Kaum war er in Ingolstadt eingetroffen, stürzte er sich sofort in die politische Betätigung. In allen Wahlversammlungen, die damals stattfanden, einschließlich der sozialistischen, ergriff er das Wort, erzählte von seinen Erfahrungen in der Gefangenschaft und rief die Wähler zu vaterländischer Gesinnung auf. Natürlich vertrat er auch im Offizierverein die aktivistische Richtung. Ich erinnere mich noch eines Ausspruchs, den er beim Nachhausegehen von einer Offizierversammlung, die sich mit den Räteübergriffen befaßt hatte, einmal tat: „Mit den Köpfen dieser Leute werden wir noch die Straße pflastern." Die Hamburger Spartakisten hatten einige Monate später das Pech, den unfreundlichen Herrn etwas näher kennenzulernen.

Eines Tages beehrte auch Herr Kurt Eisner Ingolstadt mit seinem Besuche und hielt in der Pionierkaserne eine aufreizende Rede gegen die Offiziere. Ich schäumte vor Wut und begab mich in Uniform, mit der Reitpeitsche in der Hand, zum Garnison-Soldatenrat in die Höhle des Löwen. Von diesem verlangte ich, daß er die Offiziere vor den infamen Beleidigungen des Herrn Eisner in Schutz nehme. Das Zimmer, in dem die Soldatenräte „regierten", war von roten Soldaten gedrückt voll. Sofort ergriff einer, dem die andern dann laut zustimmten, meine Partei und sagte: „Recht hat er, das sieht man, daß er draußen war, der läßt sich nichts gefallen!" Meine Partie war gewonnen; die Soldatenräte beschlossen, am nächsten Tag eine Abordnung zu Minister Roßhaupter nach München zu entsenden und gegen die Ausführungen Eisners Stellung zu nehmen. Soviel ich weiß, hielten sie ihre Zusage.

Eine herzerhebende Gedenkfeier war der Trauergottesdienst im Dom anläßlich des Hinscheidens Ihrer Majestät der Königin. Das gesamte ortsanwesende Offizierkorps des Königlichen 10. Infanterie-Regiments König nahm geschlossen in Uniform und Helm daran teil. Ebenso sehr viele Unteroffiziere und Soldaten und ein großer Teil der Ingolstädter Bevölkerung.

Die vielen Uniformen auf der Straße boten für Ingolstadt wieder ein Bild, das an die Friedenszeit erinnerte. Sehr vielen

sah man aber den besonderen Stolz an, daß sie mit der Trauer für die dahingeschiedene Königin sichtbar ihre treue Anhänglichkeit zum Herrscherhaus zum Ausdruck bringen durften.

Der Kommandant war zur Feier nicht erschienen.

Der Dienst bot wenig Interessantes. Ich sah eine meiner Hauptaufgaben darin, eine Reihe überflüssiger Offiziere des Beurlaubtenstandes, die gar nichts leisteten, zur Entlassung beim stellvertretenden Generalkommando zu beantragen. Viele sehr gegen ihren Willen; denn sie hatten sich teilweise recht häuslich mit ihrer Familie in Ingolstadt und Umgebung eingerichtet, taten gar nichts und waren mit Recht der Meinung, daß sie es so schön in ihrem ganzen Leben nicht mehr bekommen würden. Einer dieser edlen Zeitgenossen war ein Oberleutnant d. R., den ich schon vom Feld her in angenehmer Erinnerung hatte, als er im September 1914, statt mit seinem Zug zum Angriff vorzugehen, sich seitwärts in die Büsche schlagen wollte. Mit der Pistole hatte ich ihn damals wieder vorgetrieben. Auch bei dem anstrengenden Marsch nach Metz Mitte September 1914 mußte ich ihn von einem Bagagewagen herunterholen, wohin er sich, statt in Reih und Glied mitzumarschieren, zurückgezogen hatte. Er kam dann bald in die Heimat und bildete eine Zierde des Besatzungsheeres. Im Ersatzbataillon wurde er ausgerechnet Gerichtsoffizier und war von da ab natürlich unersetzlich und nicht mehr abkömmlich für die Front. Auch im Februar 1919 noch hielt er sich als Gerichtsoffizier für unentbehrlich. Ich entdeckte ihn bald und gab ihn zur Entlassung ein. Bestürzt vernahm er diese Kunde, die seinem friedlichen Dasein ein jähes Ende bereiten sollte, und beschwerte sich über mich beim Soldatenrat! Ich freute mich wirklich kindlich, als einige Tage später der Soldatenrat mir die Beschwerde überbrachte. Der Sache nahm sich nun mein Kommandeur General Sämmer an. Ich habe noch selten ein solches Donnerwetter auf einen Offizier herunterprasseln hören wie dieses, das die Soldaten in der ganzen Kaserne zusammenlaufen ließ. Das Ende war, daß ihm der Kommandeur ein donnerndes „Hinaus" zurief und ihm die Türe wies. Dieser Entscheid fand auch den vollsten Beifall der Soldatenräte, denen die Beschwerde eines Offiziers über einen anderen Offizier beim Soldatenrat doch auch über die Hutschnur ging.



Die Verhältnisse mit der Festungskommandantur entwickelten sich immer unerquicklicher. Der Kommandant mit seinem Garnisonsrat mischte sich in Dinge, die ihn gar nichts angingen, und befahl unmittelbar in die Regimenter hinein; die Brigade wehrte sich ganz entschieden dagegen und wies die Übergriffe der Kommandantur zurück.

Beschwerden beim stellvertretenden Generalkommando hatten keinen Erfolg. Eine Krähe hackt der anderen kein Auge aus.

Da trat ein Ereignis ein, das die Spannung zum Bruch trieb.

Durch Erlaß des Militärministeriums wurde die Aufstellung von Volkswehreinheiten verfügt. Da ich darin eine Möglichkeit zur Schaffung besserer Verhältnisse und vor allem zur Gewinnung geeigneteren Soldatenmaterials und zum Abschub untauglicher Elemente erblickte, ging ich an die Durchführung dieses Erlasses mit größtem Nachdruck und stärkster Beschleunigung heran. Im 10. und 13. Infanterie-Regiment wurden Werbebüros aufgemacht und Aufrufe an die alten und jungen Zehner und Dreizehner erlassen. Alles schien in guten Fluß zu kommen; die Truppensoldatenräte waren für die Sache gewonnen.

Da erkannte der Garnison-Soldatenrat die ihm drohende Gefahr und verbot die Werbung und das Aufstellen des neuen Volksheeres.

Dieses Eingreifen war ungeheuerlich. General Sämmer legte die Führung der Brigade nieder, die Kommandeure des 10. und des 13. Infanterie-Regiments weigerten sich unter diesen Umständen, seine Stelle zu übernehmen und traten gleichfalls zurück. Ich erließ daraufhin am 21. 2. 1919 eine Verfügung an die der Brigade und der Inspektion der militärischen Strafanstalten unterstellten Truppenteile und Dienststellen, in der ich den Dienstbetrieb bei der Brigade einstellte und die Regimenter und Dienststellen zur unmittelbaren Berichterstattung an das stellvertretende Generalkommando verwies. In Abdruck sandte ich die Verfügung an die Festungskommandantur, das stellvertretende Generalkommando und das Militärministerium, an dieses mit der Bitte um Entscheid.

Die Verfügung schlug wie eine Bombe ein. Noch am gleichen Tag trafen Mitglieder des Soldatenrates aus Nürnberg ein, die mit einigen Mitgliedern des Soldatenrates der Garnison

bei mir vorstellig wurden. Nachdem ich die mir gestellte Forderung, die Verfügung zurückzunehmen, mit dem Hinweise abgelehnt hatte, daß ich zum Erlaß der Verfügung nach den geltenden Bestimmungen berechtigt war, entspann sich mit den mir feindlich gesinnten Räten eine lange politische Auseinandersetzung, die uns auf alle möglichen Gebiete brachte. Es waren gar keine ungeübten Kämpen, die sich mir da ins Nest gesetzt hatten. Ihre Achtung gewann ich wohl dadurch, daß ich mich als treuer Offizier meines Königs bekannte und ihnen sagte, sie würden mich wohl verachten, wenn ich ihnen als Offizier des Königsregiments anders entgegenträte.

Das Ende war, daß sie mich einluden, mit ihnen im Kraftwagen nach München zu fahren, da ich darauf bestand, daß der Minister Roßhaupter persönlich die Entscheidung fällen sollte. Ich dankte für die Einladung zur Fahrt; wir vereinbarten aber für den anderen Tag, uns um 11 Uhr vormittags im Vorzimmer des Ministers zu treffen.

Am nächsten Morgen fuhr ich nach München. Ich freute mich bereits auf die bevorstehenden Auseinandersetzungen und war gewillt, mit Einsatz meiner ganzen Person eine klare Stellungnahme herbeizuführen.

Da wurde der Zug plötzlich hinter Dachau angehalten. Alles mußte aussteigen, der Zugverkehr nach München war eingestellt; der Jude Eisner war der Kugel des Grafen Arco zum Opfer gefallen.

Zu Fuß wanderte ich nun von dem Vorort nach München; der Anlaß war schon einen Spaziergang wert.

Den Eintritt ins Ministerium konnte ich mir allerdings nicht erstreiten. Allen Offizieren war an diesem Tage das Betreten dieses Gebäudes verwehrt. Nur die Beamten durften weiterarbeiten, für die „Sache" natürlich!

Über Ingolstadt waren die Ereignisse des 21. Februar nicht spurlos hinweggegangen.

Der Garnisonsrat rief eine Protestversammlung in den großen Saal der allgemeinen Offiziergesellschaft zusammen. Eine Reihe von Offizieren, denen nun das Maß voll war, schieden aus dieser „Armee" jetzt aus.

Nach meinem ergebnislosen Ansturm wollte ich aber den Kampf nun erst recht nicht aufgeben.

Der Monat März verging ohne besondere Ereignisse.



Die in Ingolstadt aufgestellten Sicherheitskompanien, die ausnahmslos tüchtige Führer hatten, waren, wenn man einen milden Maßstab anlegte, bedingt brauchbar; viel war aber auch aus ihnen nicht herauszuholen und nichts Besonderes zu erhoffen. So ging mein Trachten darnach, an irgendeiner anderen Stelle eine aussichtsreichere militärische Tätigkeit zu suchen. Ich trat daher mit einer norddeutschen Stelle in Verbindung, die mir genannt wurde, blieb aber ohne Antwort.

Da hörte ich von der Aufstellung eines bayerischen Freikorps in Ohrdruf. Mein Entschluß war rasch gefaßt.

Da die bayerische Regierung ein Verbot erlassen hatte, sich dem Korps anzuschließen, war ich darauf bedacht, möglichst unbemerkt das Feld meiner bisherigen Tätigkeit zu verlassen. Ich verabschiedete mich daher nur von meinem Kommandeur General Sämmer und dem Oberstleutnant Vogt, dem Kommandeur des 10. Infanterie-Regiments, den ich wegen seiner geraden und mannhaften Haltung besonders in diesen jämmerlichen Zeiten hochschätzte, und sagte meinem braven und getreuen Feldwebel Weber, dessen Gesinnung natürlich nicht einen Augenblick geschwankt hatte, Lebewohl.

Dann fuhr ich nach München, verabschiedete mich von meinen Eltern und trat in Zivil die Reise nach Thüringen an. Da die Grenze streng bewacht war und insbesondere die Züge durch die Soldatenräte scharf durchsucht wurden, verzichtete ich vorläufig auf die Mitnahme von Uniformen und kam so ungeschoren durch die Kontrolle.

Ich sehe noch wie heute den jungen, strammen Leutnant mit der schwarzweißroten Kokarde auf dem Bahnhof in Saalfeld stehen, wo er mich und die anderen Glücklichen, die wir uns hier erst zu erkennen geben konnten, begrüßte und uns die weiteren Reiseziele bekanntgab. Nach kurzer Bahnfahrt führte uns ein Postkraftwagen an das Ziel unserer Wünsche.

## 14. Ohrdruf.

Nur wenige Baracken des Truppenübungsplatzes Ohrdruf waren von dem „bayerischen Freikorps für den Grenzschutz Ost" belegt. Eine kleine Schar deutscher Soldaten hatte sich hier erst gesammelt. Die Absperrung der Grenze, das Abfangen vieler Trupps, vielfach auch die Verhaftung einzeln reisender Offiziere

und Mannschaften hatten im März die Aufstellung des Freikorps sehr erschwert. Immerhin konnte bis Ende dieses Monats aus einer ganzen Anzahl entschlossener Offiziere, aus Studenten von Würzburg und Erlangen und Freiwilligen aus dem ganzen bayerischen Heimatlande eine schwache Kompanie formiert werden.

Bei meinem Eintreffen meldete ich mich sofort bei dem Generalstabsoffizier des Freikorps, Major von Hörauf, meinem alten Regimentskameraden und verehrten Feldvorgesetzten, der mit der an ihm gewohnten Ruhe und Überlegenheit auch hier wieder seine schöpferische Kraft bewies.

Major von Hörauf wies mich dann zur Meldung an den Führer des Freikorps, Oberst von Epp. Ein eleganter, ritterlicher und energischer Offizier begrüßte mich, dessen Persönlichkeit mich vom ersten Augenblick an gefangennahm. Ich konnte damals noch nicht voraussehen, daß ich viele Jahre lang einer der nächsten Gehilfen dieses edlen und tapferen Offiziers, den der Kaiser mit dem Orden „Pour le mérite“ ausgezeichnet hatte, werden sollte; ich wußte aber mit dem ersten Eindruck eines, daß ich hier vor einer Führerpersönlichkeit stand, an der die Irrnisse und Wirrnisse der Revolution abprallten und zerschellten.

Wenige Tage nach meinem Eintreffen versuchte eine Horde sächsischer roter Soldaten den Stab des Freikorps zu überfallen. Kurz entschlossen trat Oberst von Epp selbst den Angreifern entgegen und trieb das Gelichter zu Paaren.

Das war der Mann, der sich zum Ziele gesetzt hatte, baldigst in Bayern Säuberung zu halten.

Der Zulauf an Freiwilligen, insbesondere an Offizieren, verstärkte sich in den ersten Tagen des April zusehends. Ich sollte ursprünglich die Führung der Offizierkompanie übernehmen. Aber da ich zunächst nur meine Zivilkleidung hatte, ging das schlecht. So bekam ich im Stabe wieder die Stelle zugewiesen, die im Felde mein besonderes Arbeitsfeld war, Verpflegung und Ausrüstung der Truppe.

Auf diesem Gebiete gab es natürlich Arbeit in Hülle und Fülle. Zunächst standen wir noch vor einem Nichts. Ich ging sofort daran, den Bedarf an Bekleidung und Ausrüstung, Bewaffnung, Pferden und Fahrzeugen usw. für die nächste Zeit aufzustellen, setzte mich in den Zug nach Weimar und



erreichte durch viele Besprechungen bei dem vorgesetzten Generalkommando von Lüttwitz fast restlos die Bewilligung meiner Anträge.

In kurzen Abständen kamen nun Sendungen von Waffen, Gerät, Ausrüstungsgegenständen und Pferden in Ohrdruf an. Die neuaufgestellte Wirtschaftskompanie hatte alle Hände voll zu tun, die eintreffenden Züge in Empfang zu nehmen und die Verteilung an die Truppe durchzuführen.

Der Zuzug von Freiwilligen hatte sich insbesondere nach Ausrufung der Räterepublik in München am 7. April stark erhöht. Nachdem sogar die Regierung Hoffmann die Werbung für das Korps gestattete, eilten Freiwillige aller Berufe aus allen bayerischen Gauen herbei. Da waren Offiziere, die sich freiwillig als Soldaten in Reih und Glied stellten, Studenten, Mittelschüler, Kadetten, Feldzugssoldaten aller Dienstgrade und Waffengattungen, Arbeiter, Bauern, die alle ein Gedanke und eine Begeisterung zusammenführte und zusammenhielt. Und wenn irgendwo, so war hier eine soldatische Gemeinschaft, die nur auf ihren Führer sah und ihm blind gehorchte. In der Heimat war niemand mehr da, der irgendeine Führung und irgendeine Autorität darstellte. Die Regierung Hoffmann war von München nach Bamberg geflüchtet und regierte dort für die, die sich in Ermangelung von etwas Besserem damit abfanden. Die Räterepublik herrschte in der Hauptstadt! Nur das Gesindel und der Abschaum des Volkes bildete ihr Gefolge.

Kurz, den vielen sei es gesagt, die es heute schon wieder vergessen haben, daß es damals nur einen Mann gab, in dessen Lager Bayern war, und das war Oberst von Epp.

Mein braver Pferdebursche war sehr bald mit meinem Pferd und einem Koffer voll Uniformen in Ohrdruf angekommen. In Rolle und Haltung eines wilden Spartakisten hatte er nach lebhaften Auseinandersetzungen die Kontrolle an der Grenze siegreich überstanden. Um so stolzer war er, nun ein richtiger Freikorpssoldat zu sein. Mein trefflicher Brigadeschreiber Tochtermann hatte sich sogar mit einer Schreibmaschine eingefunden. Nun holte ich noch treue Helfer und Freunde heran.

Der bewährte Feldintendant Seber kam gerne und bald zu uns und brachte rasch in die ganze Verpflegswirtschaft des

Korps Schwung und Ordnung. Natürlich wollte ich meinen Ordonnanzoffizier Leutnant Bergmann nicht länger entbehren. Allerdings konnte er sich erst am 1. Mai freimachen, blieb aber dann wieder lange bei mir. Sofort nach erhaltener Nachricht trafen Major Hofmann und Major Freiherr von Löffelholz des 13. Infanterie-Regiments bei der Truppe ein und wurden dem erstehenden Korps wertvollste Mitarbeiter.

So kam die Mitte des Monats April heran.

Aus dem kleinen Häuflein der ersten Apriltage war ein starkes Bataillon mit Hilfswaffen geworden. Am 10. April betrug die Stärke der Offiziere 200, die der Mannschaften 500.

Am 14. April traf ein Befehl des Reichswehrministeriums ein, der die Beschleunigung der Aufstellung des Freikorps und die Bereitschaft zum Einsatz in Bayern forderte. Durch besondere Verfügung erhielt das Korps die Bezeichnung „Bayerisches Schützenkorps".

Die Freiwilligen, insbesondere die Studenten, wollten sich kaum mehr halten lassen. Die ungünstigen Nachrichten aus der Heimat, die Mißerfolge der bayerischen Regierungstruppen bei Dachau und Freising ließen den ungestümen Tatendrang nicht mehr zur Ruhe kommen. Aber die Geduld der Kampfbegeisterten wurde zunächst noch auf eine kurze Probe gestellt. Die kommenden Tage galten noch einer eingehenden Ausbildung und Schulung der Truppe. Die Ausrüstung wurde, soweit als möglich, ergänzt und die „Mobilmachung" zu Ende geführt.

Am 22. April verließ endlich der erste Transport Ohrdruf, weitere Transporte folgten in den nächsten Tagen. Auf dem Truppenübungsplatz blieb ein Sammelkommando zurück, das baldigst nachgezogen werden sollte. Die Reise ging nicht, wie wir ursprünglich annahmen, nach Bamberg, sondern in weitem Bogen um Bayern herum über Stuttgart nach Ulm. Hier wurden die Transporte ausgeladen; der größte Teil des Korps bezog auf der Wilhelmsburg, die Stäbe in der Stadt Unterkunft. Die Unterbringung war schlecht geregelt und mußte erst geordnet werden. Große Teile der Ulmer Bevölkerung waren dem bayerischen Schützenkorps nicht gewogen, manche Ansammlungen von Spartakisten mußten zerstreut, manche Anrempelungen mit Energie, teilweise auch mit Waffengewalt,



zurückgewiesen werden. Einige Burschen mußten ihre Überfälle auch mit dem Leben bezahlen. In Neu-Ulm war es noch schlechter als in Ulm. Aber mit den bayerischen Freiwilligen war nicht zu spassen; das merkten die schlauen Landesbewohner bald und stellten ihre unangebrachten Späße ein.

Der Zulauf zum Korps wuchs jetzt sehr stark an. Zu Hunderten trafen die Freiwilligen aus Franken und Südbayern ein. Von Ohrdruf kamen über 300 Mann nach, über 200 Mann trafen mit hundert Pferden aus Bamberg ein. So konnte sich das Schützenkorps jetzt außerordentlich stärken; ein eigener Verwaltungsstab, der beim Vorrücken des Korps vorläufig in Ulm bleiben sollte, wurde aufgestellt.

Die Befehls- und Unterstellungsverhältnisse blieben zunächst noch ungeregelt. Die bayerische Regierung hatte eine gelinde Angst vor dem „reaktionären" Schützenkorps, Oberst von Epp wiederum nur geringe Neigung, den Männern unterstellt zu werden, die ihm alle Prügel in den Weg geworfen und ihn auf das wütendste bekämpft hatten.

Von der bayerischen Regierung war einmal der Major von Seisser zum Befehlshaber erhoben worden; kurze Zeit darauf wurde in Ingolstadt ein bayerisches Oberkommando Möhl gebildet. Oberst von Epp fuhr in Begleitung des Majors von Hörauf, des Rittmeisters Weingart und von mir im Sonderzug von Ulm nach Ingolstadt. In einem anderen Wagen, getrennt von uns, saß Major von Seisser mit seinem Generalstabsoffizier Hauptmann Forster.

Die beiden feindlichen Stäbe schenkten sich zunächst keinerlei Beachtung. Erst nach einer längeren Aussprache Forsters mit einem Herrn vom Gefolge Epps ließ sich Oberst von Epp zu einer kurzen Begrüßung des Majors von Seisser herbei. Die Ablehnung Seissers hatte ihren Grund darin, daß nach den uns gewordenen Mitteilungen Major von Seisser in seiner Dienststelle auch gegen die Werbung zum Freikorps Epp aufgetreten war.

Am 26. 4. 1919 traf ich nach mehrwöchiger Abwesenheit in anderer Lage, als ich es verlassen hatte, wieder in Ingolstadt ein.

Die Gruppe der Freikorpsoffiziere mit Achselstücken und deutschen Kokarden erregte manches Aufsehen; rote Verwünschungen blieben nicht aus.

Nach den Besprechungen bei dem Oberkommando Möhl vereinigten wir uns zu kurzem Imbiß im Kaffee Ludwig, wo ich manche alte und treue Freunde begrüßen konnte. Abends fuhren wir mit dem bereitgestellten Sonderzuge wieder nach Ulm zurück.

Am 26. April wurde das Korps dem Gruppenkommando West (württembergischer General Haas) unterstellt.

Die württembergischen Truppen rückten in Augsburg ein. Das Detachement Herrgott des Schützenkorps sollte eine Unternehmung gegen Kempten durchführen, die jedoch dann den Freikorps Landsberg und Schwaben übertragen wurde. Das Schützenkorps wurde über Geltendorf abbefördert und in Tutzing ausgeladen.

In Ulm verblieb der Verwaltungsstab, dem die in der Aufstellung begriffenen Bataillone II und III, die Stabskompanie, 2 Batterien und eine Pionierkompanie unterstellt blieben.

Oberst von Epp verfügte bei Beginn der Operationen gegen München über die mobilen Teile seines Schützenkorps, die unter Oberstleutnant Hergott in ein Detachement (1 Bataillon, 1 Batterie und 1 Minenwerfer-Abteilung) formiert waren, und die Gruppe Seutter des württembergischen Detachements, die 1 Bataillon, 1 leichte Feldhaubitzbatterie, Minenwerfer und Kraftgeschütze umfaßte. Das Detachement des Oberstleutnants von Haack, das die Freikorps Landsberg und Schwaben vereinigte, traf erst am 30. 4. abends in Starnberg ein.

Am 29. 4. erfolgte der Vormarsch über Pöcking und Possenhofen auf Starnberg. Der Feind ließ in Possenhofen Tote, Verwundete und Gefangene zurück. Quartiere wurden für diese Nacht in Wangen, Percha und Starnberg bezogen, die Sicherungen bis Hohenschäftlarn und Leutstetten vorgeschoben. Am 30. 4. wurde Hohenschäftlarn nach Gegenwehr genommen.

Für den 1. 5. 1919 war angeordnet, den Ring um München von Süden her durch völlige Einklammerung zu schließen. In aller Frühe brachen die Truppen bei kalter Witterung auf und erreichten nach einigen Scharmützeln die befohlenen Linien.

Durch Flüchtlinge und durch den eigenen Nachrichtendienst erfuhr die Truppe von dem viehischen Geiselmord in München



und verschiedentlichen Aufständen in der Stadt. Kampfesmut, Erbitterung und Wut ließ die Truppe kaum mehr zurückhalten. Teile preußischer Einschließungstruppen brachen noch in der Nacht zum 1. Mai in München ein. Das für den 2. Mai, mittags 12 Uhr, vorgesehene gemeinsame Vorgehen war dadurch überholt. Oberst von Epp befahl daher den Vormarsch seines Korps für 11 Uhr vormittags. Von Lohhof und Harlaching her setzten sich die Kolonnen in Bewegung mit dem Auftrag, Au und Giesing in Besitz zu nehmen.

Der 2. und 3. Mai sah das Korps in heftigen Kämpfen mit einem zähen und verschlagenen Gegner in den südlichen Vorstädten Münchens, insbesondere in Giesing, die mit einer restlosen Säuberung und Reinigung endeten.

Ich war am 2. Mai vormittags auf dem Vormarsche dem zum Stadtkommandanten von München bestellten Oberstleutnant Hergott als Chef des Stabes beigegeben worden. Wir nahmen noch als Ordonnanzoffizier den Leutnant Bitterauf und zwei bis an die Zähne bewaffnete Ordonnanzen mit und meldeten uns bei Generalleutnant von Oven, der der oberste Führer aller gegen München entsandten Truppen war, an dessen Befehlsstelle im Eisenbahnzug, der auf dem Bahnhof Laim hielt. Dort trafen wir den Bezirksamtmann Dr. Roth an, der sich dem Oberkommando zur Verfügung gestellt hatte. Wir verluden ihn gleich mit in unseren Kraftwagen und nahmen ihn als Leiter der Abteilung III (Rechtsabteilung) der Stadtkommandantur mit nach München.

Mit stolz wehender schwarzweißroter Fahne fuhren wir, vielfach begeistert und mit Blumen begrüßt, durch Nymphenburg und Neuhausen in München ein. Ich konnte rasch meinen Eltern Grüß Gott sagen und mich überzeugen, daß zu Hause alles wohlauf, wenn auch infolge der letzten Tage sehr abgespannt war. Weiter ging die Fahrt durch die Nymphenburger Straße zum Stiglmaierplatz. Hatten wir beim Arzbergerkeller nur mit Mühe weiter gekonnt, weil preußische Truppen dort noch im Gefecht lagen, so war beim Löwenbräukeller ein weiteres Vordringen überhaupt nicht mehr möglich. Hier tobte noch der Kampf; es blieb nichts weiter übrig, als zurückzufahren und über Nymphenburg die Brücke von Grünwald zu gewinnen, um zu sehen, ob wir nicht von der anderen Seite der Stadt aus in die Mitte von München gelangen

konnten. Erst im Laufe der Nacht trafen wir, vom Maximilianeum herkommend, an unserem Ziel, dem Hotel „Vier Jahreszeiten" ein und nahmen dort Unterkunft. Das Haus war durch einige Stäbe (Gardekavallerie-Schützendivision, Detjen) schon reichlich belegt. Auch das Generalkommando von Oven hatte sich hier bereits häuslich eingerichtet. Für den an diesem Tage noch kleinen Stab der Stadtkommandantur war aber noch genügend Platz. Ich war in diesem schönen Hotel ausgezeichnet untergebracht, wogegen auch mein Bursche nichts einzuwenden hatte.

Am Abend erhielt ich noch die Nachricht, daß tags vorher am Stachus mein unvergeßlicher Divisionskommandeur General von Nagel, als er ein Maschinengewehr in Stellung brachte, von einer deutschen Kugel tödlich getroffen worden war.

### 15. Stabschef des Stadtkommandanten von München.

Noch in der Nacht beauftragte mich Oberstleutnant Hergott, für den anderen Morgen einen Arbeitsplan und eine Diensteinteilung vorzubereiten.

Als wir uns am Vormittag des 3. Mai in die Räume des Armeemuseums, dem Sitz der alten Stadtkommandantur, begaben, wartete vor dem Gebäude eine lange Schlange von Menschen, die alle mit Bitten und Wünschen unserer harrten.

Eine ausgiebige Arbeit an Organisation setzte nun ein.

Der Stadtkommandant, Oberstleutnant Hergott, den ich von Frieden und Krieg her kannte und verehrte, war ein gescheiter und energischer Mann, der an alle Dinge mit seinem Feuerkopf heranzutreten wußte.

Dem Amte des Stadtkommandanten kam in jenen Tagen eine besondere Bedeutung zu. Als Stabschef war ich da in meinem Element; hier galt es neu aufzubauen und zu organisieren, das war mir Lust und Freude. Zudem war die Arbeit an der Seite des Oberstleutnants Hergott ein Genuß. Um die Vervollständigung des Stabes war mir nicht angst.

Im Laufe des Tages meldeten sich viele Dutzende von Offizieren zur Dienstleistung. Eine Reihe von Generalstabs-



offizieren konnte die Leitung der vorgesehenen Abteilungen übernehmen. (Im wesentlichen waren es die gleichen, die heute noch im Stabe der Landespolizei Dienst tun.) Für die Abteilung, die den Sicherungsdienst leitete, hatte das Generalkommando von Oven einen preußischen Generalstabsoffizier, der bei den norddeutschen Aufruhrkämpfen schon Erfahrungen gesammelt hatte, zugeteilt. Die Rechtsabteilung leitete Hauptmann der Reserve Dr. Roth mit großer Umsicht. Mittlerweile hatte sich auch mein Ordonnanzoffizier Leutnant Bergmann eingefunden; kurz, alles war in bester Ordnung.

In wenigen Tagen war ein vorzüglich arbeitender Stab zusammengestellt, dem etwa 30 Offiziere angehörten.

Neben der Leitung der gesamten Geschäfte, die mir oblag, hatte ich mir als Sonderarbeitsgebiete vorbehalten: den teilweisen Abbau und die Erneuerung der Schutzmannschaft und der Polizei, die Aufstellung eines Wachregimentes für München und die Bildung einer Einwohnerwehr.

Die ersten beiden Aufgaben brachten mich sofort in Berührung mit dem neuernannten Polizeipräsidenten von München, Ernst Pöhner. In ihm lernte ich eine Persönlichkeit kennen, die der Himmel für diese Aufgabe aufbewahrt hatte. Klug, weitschauend und energisch, verstand er es, mit den ungeheueren Mißständen, die der Umsturz gerade bei Polizei und Schutzmannschaft hatte einreißen lassen, in kurzer Frist gründlich aufzuräumen. Dabei stellte er sich auf der anderen Seite wie eine Löwin auch vor den geringsten seiner Untergebenen, um ihn vor Schaden oder ungerechter Behandlung zu bewahren. Er müßte nicht ein Frontoffizier gewesen sein, um neben dem Willen, seine Person bis zum Letzten einzusetzen, auch ein Herz für alle die ihm Anvertrauten zu haben. Es versteht sich von selbst, daß bei allen großen Fragen, die die Stadtkommandantur und die Polizeidirektion gemeinsam betrafen, mit einem Manne wie Ernst Pöhner immer ein sofortiges Einvernehmen sich erzielen ließ. Nur in einem Falle mußte ich ihm weh tun, konnte aber wirklich nicht anders: Die berittene Schutzmannschaft hatte sich stark vermehrt und die schönsten Pferde des aufgelösten 1. Schweren Reiter-Regiments sich beigelegt. Diese Pferde konnte ich nun notwendig für das brave Schützen-Regiment brauchen, während nach meiner Ansicht allzuviel berittene Schutzleute von Übel sein können. Ich

löste daher, trotz scharfen Protestes des Präsidenten, die Abteilung kurzerhand auf und überwies die Pferde dem Schützenkorps, das recht dankbar dafür war.

Leider ist sie später wieder gebildet worden.

Das Wachregiment (oder wie es später hieß: Wehrregiment) dachte ich mir als eine Art Haustruppe für die Stadt München, die vor allem den gesamten Wach- und Sicherheitsdienst übernehmen sollte. Die Stärke des Regiments veranschlagte ich ursprünglich auf 5 Bataillone zu je 4 Kompanien, 2 Artillerie-Abteilungen zu insgesamt 3 Batterien und 1 Minenwerfer-Batterie, 1 Schwadron, 1 Panzerwagen- und Tankabteilung, zusammen rund 3000 Mann, darunter 125 Offiziere. Als Kommandeur führte mir eines Tages Oberstleutnant Hergott den Major a. D. Färber zu, der dann die Aufstellung des Regiments auch leitete.

Die größte Schwierigkeit bot die Schaffung der Einwohnerwehr für München. Die Aufgabe war schwierig, weniger wegen der Organisation als solcher, als wegen der politischen Widerstände, die sich zunächst der Gründung entgegenstellten. Da gerade diese Dinge weniger bekannt sind, anderseits aber nicht nur für München, sondern darüber hinaus für den Werdegang der Einwohnerwehr überhaupt von Bedeutung sind, will ich hier von der Entstehungsgeschichte ein weniges erzählen.

Ich wußte von Anfang an klar, was ich wollte: eine bewaffnete Einwohnerwehr, in der jeder einzelne Mann seine Waffe in der Hand haben sollte. Das hört sich heute sehr einfach und fast selbstverständlich an; damals türmten sich die stärksten Widerstände gerade dagegen.

Der Stadtkommandant billigte meinen Vorschlag, den ich ihm unterbreitete. Ebenso war der Kommandierende General von Oven, der die vollziehende Gewalt in München hatte, und sein Stabschef Major von Unruh mit meinem Plan voll einverstanden. Dagegen stellte sich jedoch mit äußerster Zähigkeit die bayerische Regierung Hoffmann. Dr. Ewinger, der Nürnberger Sozialdemokrat und frühere Mitinhaber der Firma „Stellv. Generalkommando III. bayer. Armeekorps", der in diesem Kreis ein maßgebliches Wort sprach, stimmte zwar der Aufstellung einer Bürgerwehr zu, wollte aber von der Ausgabe der Waffen nichts wissen. Diese sollten nach dem Vorbild von Nürnberg in Waffenlagern



bereitgestellt werden. Der Gute hatte von seinem Standpunkt aus ganz recht und ich konnte ihm nachfühlen, warum er gerade darauf Wert legte. Um so mehr wußte ich, daß ich auf dem richtigen Weg war. Ich stellte mich auf den Standpunkt: entweder es wird eine Einwohnerwehr gebildet, der die Waffen in die Hand gegeben werden, oder es wird überhaupt keine aufgestellt. In einem persönlichen Bericht an das Generalkommando von Oven, den ich hier einfüge, sind meine Gründe im einzelnen vorgetragen.

München, 13. Mai 1919.

**Betreff: Bewaffnung der Einwohnerwehr.**

Die Einwohnerwehr soll dem Selbstschutze der Bevölkerung gegen Gewalttätigkeiten dienen und in besonderen Fällen geschlossen zur Verstärkung der Polizei und des Wachregiments eingesetzt werden.

Daß die Polizei, auch nach ihrer beabsichtigten vollwertigen Auffrischung und Ergänzung, den ausreichenden Schutz von München nicht gewährleisten kann, steht außer Frage. Ob das Wachregiment, das zur militärischen Verstärkung der Polizei aufgestellt wird, eine voll zuverlässige Truppe werden wird, kann noch nicht als feststehend angenommen werden.

Bei der wenig festen und stetigen Haltung, die die bayerische Regierung auch heute noch einnimmt, besteht die Gefahr, daß in diesem Regiment parteipolitische Einflüsse wieder Boden gewinnen. Damit entfällt aber die Sicherheit, daß die Truppe ein unbedingt verlässiges, staatserhaltendes Instrument bleibt. Es kann dann der Fall eintreten, daß nach einem neuerlichen Umsturz das Regiment sich auf den Boden einer ungesetzlichen, staatsfeindlichen Regierung stellt.

Damit wäre der Bürger — unter dem ich hier allgemein den ortsansässigen Einwohner verstehe —, wenn er unbewaffnet ist, schutzlos dem Terror wieder preisgegeben.

Ich denke mir daher die Einwohnerwehr, deren unbedingt zuverlässige Zusammensetzung erwartet werden kann, als eine letzte eiserne Reserve für Fälle, deren Eintreten ich in München und Bayern immer noch für denkbar halte.